



Inhalt: Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel. (Fortsetzung, mit Illustration von J. Simmler.) — Monte Vesuvio. Von W. Marr. — Gothisch? Renaissance? Rococo? Von Freiherrn E. von Vibra. — Aus der Berliner Kunstwelt. Von Theodor Raeder (mit Abbildungen von Karl Reichlin). — Erinnerungen eines Achtzigers. Von Sir John Bowring. — Münchener Briefe. Von Karl Stießer. — Nach langen Jahren. Von Emil Rittershaus. — Wodenbericht. — Wirtschaftspaulereien (mit Abbildung). — Nebus. — Räthsel. — Auflösung des Nebus Seite 100. — Correspondenz.

Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.
(Fortsetzung.)

Helene, im weißen Musselinfleid, eine Rose, die Morgenhuldigung des jüngeren Holberg, im Haar, hat bei der Annäherung des Grafen ebenfalls eine gewisse Taktik beschossen.

„Finden Sie Helmburg nicht sehr einsam?“ beginnt der Schlossherr, nachdem man sich höflich begrüßt hat.

„Ich bin in dem, was man Einsamkeit nennt, aufgewachsen. Vielleicht eben deshalb kenne ich sie nicht.“

„Herr von Wief hat mir viel von Ihnen erzählt. Ich bewundere Sie. Ihre Erziehung beschämt jede Städterin. Der Norden ist überhaupt eine bessere Schule. Sie sind Protestantin?“

„Ja, Herr Graf.“ Helene weiß jetzt, daß es auf eine Art Verhör abgesehen ist, sonst hätte der Graf jene Frage nicht gethan, selbst einem armen Mädchen gegenüber nicht.

„Ich achte jede Religion,“ versetzt er. „Ich denke, wir haben eine und dieselbe.“

Der Graf beißt sich auf die Lippe. „Ganz recht — ei freilich ... die Confession ist gleichgiltig, auf die Religiosität kommt es an.“

Sie gehen währenddem in den breiten Gängen der Bogenhalle auf und nieder. Nach kurzem Schweigen sagt der Graf: „Sie haben eine wundervolle Aussprache. So klar, so musikalisch, und doch nicht singend. Ich höre seit einiger Zeit nicht gut, aber Sie verstehe ich immer ... Unser Dialect klingt Ihnen wohl barbarisch? Ich meine den Dialect der niederen Leute.“

„Im Gegentheil; er heimelt mich an, ich finde ihn herzlich.“

Das verjöhnt den alten Herrn, obwohl er keine andere Antwort erwarten konnte.

Sie müssen die Leute jodeln hören. Da ist Metall darin. Besuchen Sie doch einmal eine Sennhütte. Nur bitte ich, sich keine poetische Vorstellung von einer solchen zu machen. Die Landschaft ist herrlich, die Staffage dagegen ... —“ Er lacht still vor sich hin. „Sind Sie schwindelfrei?“

„Ich glaube es zu sein.“

Dann sollen Sie den Mönchstein besteigen. Mein Jäger wird Sie begleiten. Der kennt sechs Stunden im Umkreis jeden Weg und Steg. Ich auch, aber ich bin zu Bergpartien nicht mehr rüstig genug.“

„Herr Graf, Sie wollen ein Compliment hören!“

Er bleibt stehen, blickt ihr voll ins Gesicht und sagt: „Machen Sie mir eins.“

Helene sieht, wie sie flüchtig erröthet, entzückend aus.

„Womit beginn' ich und wo fände ich ein Ende,“ antwortet sie.

„Oder wissen Sie was,“ fällt der Graf mit echt süddeutscher Redewendung ein, „sagen Sie, was Sie Böses von mir denken!“

„Ich halte Sie wie Herrn von Wief für den nachsichtigsten aller Verwandten.“

„Das ist ein Stich auf meine Nessen. Ja, die sind Beide schlimm, jedenfalls der Jüngere. Sie haben wohl viel von ihm zu leiden?“

„Ich wüßte nicht —“

„Er hat ein Mundwerk wie — wie ein Berliner. Er will durchaus alle Frauenherzen brechen. Und wenn man ihm glauben dürfte, gelingt es ihm bisweilen.“

Er sagt es scherzhaft, doch Helene weiß, daß er es ernst meint, und sie zwingt ihn, Mehr zu sagen, indem sie schweigt. So fährt denn Jener auch fort:

„Egon ist ein Sauswind. Leichtsinzig, verschwenderisch, rücksichtslos. Er lügt, ohne es zu wollen, denn sein Sinn ist veränderlich, Egon bleibt nicht von heute bis morgen sich treu. Glauben Sie ihm nie, wenn er sich Etwas vornimmt.“

Helene lächelt über diesen Diplomaten. „Wenn das Ihre Ueberzeugung wäre, würden Sie mir's nicht sagen.“

es von mir abhinge, möchte der Priester morgen Amen sagen. Apropos: Auf der Hochzeit bitte ich mir den zweiten Tanz mit Ihnen aus. Sie freuen sich doch auch?“

„Von ganzem Herzen.“
„Weil er sie forschend ansieht, wiederholt sie: „Von ganzem Herzen.“ Sein Antlitz wird strahlend.“

„Wie man sich oft im Menschen täuscht!“ ruft er treuherzig. „Man kann ich's ja sagen: Ich hatte ein Vorurtheil gegen Sie...“

„Das hat man gegen uns Arme immer.“

„Ah bah — ich frage nie, hat er oder hat sie Geld? Ich bildete mir ein, Ihr Verstand wäre auf Kosten des Gemüths so immens. Aber dem ist nicht so. Sie sind ein feisengutes Mädchen.“

Er bietet ihr jetzt voll Galanterie den Arm.

„Wenn es Ihnen doch hier gefallen möchte!“ plaudert er im Weitergehen. „Freilich — das Meer, das Meer wird Ihnen fehlen. ... Stellen Sie sich vor: Ich war noch nie an der See. Ich bin nur ein Mal außer Landes gewesen. Anno Dierzehn, als Freiwilliger in meines Königs Armee. Ich war noch blutjung, allein es galt dem Ende der Franzosenwirtschaft. Das machte mündig. Mein seliger Vater war übrigens Napoleon niemals hold. Bonaparte? Malaparte! pflegte er zu sagen. Was kann von der Revolution Gutes kommen! ... Bei Hanau war's, wo ich mir die Epauletten verdiente. Leider erging es mir wie unserem Feldmarschall: Ich erhielt bei unserem famosen letzten Angriff an der Kizingbrücke eine Kugel. Sonst wäre ich vielleicht nach Paris gekommen ... Aber wovon ging ich aus? Wir Alten haben die üble Gewohnheit, schwachhaft zu sein, und Sie, mein liebes Fräulein, besitzen das seltene Talent, zuzuhören zu können.“

Graf Helm blickt der Lächelnden wieder ins Antlitz, doch nur noch wohlwollend und gut. Sie erscheint ihm mit jeder Minute schöner. Eine vollkommene und doch keine sogenannte kalte Schönheit.

„Sie haben schon so früh einen Spaziergang gemacht, Herr Graf?“

„Ja, wenn man eine heilige Pflicht so nennen darf. Ich höre an jedem Morgen im Marktsfeld die Messe.“

„Liebt der geistliche Herr sie, der gestern hier gewesen?“

„Ja, unser Pfarrer.“

„Dem sieht man die Bravheit beim ersten Blicke an. Er ist gewiß ein Seelenshirt im wahren Sinn.“

„Das will ich meinen,“ fällt ihr Begleiter voll Eifers ein, „und es freut mich, daß gerade Sie das erkannten und anerkennen.“

„Und wie herrlich war sein Spiel au der Orgel!“

„Er kann Alles! Er ist ein Phänomen, unser Pfarrer! Und gelehrt — er nimmt es mit jedem Professor auf ... Er ist auch mein Bibliothekar,“ setzt er voll Genugthuung hinzu.

„Sie haben gewiß eine sehr große Bibliothek?“

„Groß? — das wohl nicht — aber sie enthalte einige sehr seltene Werke, meint unser Pfarrer. Wenn es Sie interessiert — Jedenfalls wird der Saal Ihnen gefallen. Kommen Sie! Da der Herr Bibliothekar nicht anwesend ist, werde ich die Honneurs machen.“

Graf Helm gibt alljährlich eine gewisse Summe für Bücher aus und glaubt wie mancher andere große und kleine Herr, sich damit das Recht zu erkaufen, die Bücher nie zu lesen. Nichtsdestoweniger ist er stolz auf seine „Bibliothek“, denn sie ist zugleich der Ahnenaal.

Die Einladung wird von Helene dankbar angenommen; sie



„Warum nicht? In der Jugend sündigt, im Alter warnt man ... Da ist noch der Andere, mein Nefse und Erbe Leo. Kann man sich ungleichere Brüder vorstellen? Leo, das Herz von Gold — treu — fast möchte ich sagen, treu wie ein Fudel, aber auch melancholisch wie ein Trauerspiel. Gott sei Dank, Heirathen ist das beste Recept für Grillensänger. Und was für eine reizende Frau er bekommt! Sie sehen, daß ich ohne Vorurtheile bin. Wanda ist eine Norddeutsche, lutherisch — thut Nichts. Gerade die Wahl gefällt mir. Meinen Segen haben Beide, und wenn

er Pfarrer. Wenn es Sie interessiert — Jedenfalls wird der Saal Ihnen gefallen. Kommen Sie! Da der Herr Bibliothekar nicht anwesend ist, werde ich die Honneurs machen.“

Graf Helm gibt alljährlich eine gewisse Summe für Bücher aus und glaubt wie mancher andere große und kleine Herr, sich damit das Recht zu erkaufen, die Bücher nie zu lesen. Nichtsdestoweniger ist er stolz auf seine „Bibliothek“, denn sie ist zugleich der Ahnenaal.

Die Einladung wird von Helene dankbar angenommen; sie

steigen zwei Treppen hoch, gehen durch einen langen Corridor, an mehreren Thüren vorüber und treten endlich, links sich wendend, denn der Saal liegt im Seitensügel, in eine Art Vorzimmer ein. Dasselbe ist weißgetüncht und mit einfacher Stuccatur.

Um so isolirter erscheinen die stark gedunkelten Bilder an den Wänden, die Porträts einiger Cisterzienser-Äbte aus Helmburgs Klosterzeit.

Der Schlossherr macht Helene darauf aufmerksam, daß die Bibliothek bei Tag und Nacht offen stehe, wie er denn überhaupt Nichts hinter Schloß und Riegel halte. „In unserer Gegend gibt es nur Wilddiebe,“ versichert er.

„Wie herrlich! wie großartig!“ ruft Helene aus, da sie durch die Flügelthür in die Bibliothek tritt. Ein gewaltiger Saal, durch hohe Rundbogenfenster mit Licht versehen, das durch die kleinen, leicht bemalten, in Blei gefaßten Scheiben gemildert wird.

Ein mächtiger Ofen mit farbig glafirten Kacheln springt inmitten der einen Wand weit ins Zimmer vor. Die Wände sind hoch hinauf getäfelt, oberhalb mit Ledertapeten besetzt, Vergoldung und Malerei schmücken den reichgegliederten Plafond.

„Die Aussicht ist schön,“ sagt der Graf, „und doch,“ setzt er hinzu, indem er, in den Saal zurückgewendet, dem farbigen Sonnenscheitel folgt, der auf die Bilder fällt, „auch der Blick erfreut das Herz! ich meine den Blick auf jene dort. Sie waren alle Edelleute im höchsten Sinne. Ich würde das Bild keines hier dulden, von dem ich wüßte, daß er der Helm'schen Tradition und unserem Wahlspruch untreu gewesen.“

Helene findet, daß der Graf, seitdem er den Saal betrat, wieder ernst geworden sei und mit einem gewissen Pathos spreche, das ihm sonst nicht eigen ist.

„Der hier,“ sagt er, vor das Bild eines Greises in der Tracht des siebenzehnten Jahrhunderts tretend, „der ist der Bedeutendste, der Rath und Freund des Kurfürsten Ferdinand, der Stifter des Helm'schen Majorats. Es sind Weibestunden, die ich unter seinem Bilde verbringe, und das hier ist meine liebste Lectüre.“

Damit nimmt er ein kostbar gebundenes Buch vom Tafelgeschicks unter dem Bilde und reicht es Helene dar. Sie liest das Titelflatt:

Geschichte des Geschlechts von Helm. Verfaßt von Franz Nepomuk Vieracker, Pfarrer in Helmburg.

„Ich habe die Geschichte meiner Vorfahren von unserem Pfarrer schreiben und in einigen Exemplaren drucken lassen. Der größte Theil handelt von Dem über uns, und Alles, was sich auf seine Stiftung bezieht, finden Sie darin urkundlich. Es ist erstaunlich, wie klug, wie fürsichtig mein Ahn seine Bestimmungen getroffen hat. Gebe der Himmel, daß sein Geist auch auf die neue Linie übergeht!“

„Ich werde mit Ihrer Erlaubniß das Werk lesen, in diesen herrlichen Räumen lesen, wo es an der würdigsten Stelle ist.“ Der Graf berührt leise die Wangen Helenens.

„Sie machen mir damit eine Freude und Mehr, als das, Helene: Denn vielleicht gewinnen Sie mich alten Mann um meiner besseren Vorfahren willen lieb und unterstützen mich in meiner letzten und heiligsten Aufgabe. . . . Gott hat mir das Glück, eigene Kinder zu besitzen, versagt, so gehen nach meinem Tode Besitz und Name auf meinen älteren Neffen über. Begreifen Sie da die Sorge um ihn, ermessen Sie den Kummer, den ich haben würde, wenn ich sähe —“

Er verstummt, fühlend, daß die Empfindung ihn übermannen werde.

Aber Helene wirft noch einen Blick auf das Buch, welches der Graf wieder auf das Gesims zurücklegt. Es interessiert sie jetzt in Wahrheit sehr, dies Buch.

Wie sie den Saal verlassen, bietet Graf Helm seiner Begleiterin nicht mehr den Arm. Er blickt vor sich, seine Haltung ist soldatisch gerade, und fest sein Tritt.

Die Tage vergehen den Gästen auf Helmburg ungleich, so Wanda langsam, Helenen dagegen zu rasch, indem erstere ihre Hochzeit herbeisehnt, welche Helene so gerne aufgeschoben wüßte. Das Betragen Leo's erweckt der einen Furcht, der anderen Hoffnung — jedenfalls ist es fragwürdig. An manchem Tage kommt er nur auf wenige Stunden zum Vorschein und ist dann verdrießlich, reizbar und widerprüchlich. Seine angeblichen Leiden bilden das Lieblingssthemma seiner Unterhaltung und scheinen ihn auch ausschließlich zu beschäftigen, wann er allein ist. Denn die Zahl medicinischer Schriften, die er ohne Wahl sich kommen läßt und liest, ist erstaunlich. Unfruchtbar kann diese wunderliche Lectüre insofern nicht genannt werden, als er in jedem Werke, des Fachgelehrten wie des Quackjäblers, irgend eine Anwendung auf sich entdeckt. Eben deshalb fehlt es der Diagnose, die er sich selber stellt, nicht an Abwechslung. Komisch wirkt es, wenn er zuweilen bei Tafel über Appetitlosigkeit klagt, eben während er einen ganzen Kapann allein verzehet.

Er ist nicht zärtlich gegen seine Braut, aber auch viel zurückhaltender, förmlicher, als früher, gegen Helene. Diese benimmt sich sowohl ihm, wie Egon gegenüber tabellos. Nur vor den Augen der Welt, versichert Mademoiselle Sophie ihrer Gebieterin, denn wenn sie nicht wenigstens den einen Bruder insgeheim durch kofettes Mienen- und Wortspiel ermuntere, sei die Ausdauer, womit der flatterhafte Egon ihr den Hof macht, nicht zu erklären. Wanda leiht jeder mißgünstigen Einflüsterung über ihre Cousine nur zu gern ihr Ohr. Sie ist eifersüchtig auf Helene und deshalb auch mit Leo's kalten Höflichkeit gegen jene nicht zufrieden. Und hat sie ihn nicht neulich über einen wärmeren Blick auf das schöne Mädchen ertappt? Gewiß, sie glaubt an ihn, felsenfest an ihn, aber —

Nur wenn Leo in den innigeren Tönen von ehemals mit seiner Braut redet, ist sie mit Gott und aller Welt und selbst mit ihrer Nase ausgeföhnt. Dies ist an einem Abend der Fall, da sie alle beim Pfarrer zum Besuche sind.

Noch ist die Luft lind und warm, obschon der Abendstern am Himmel blinkt. Die Gesellschaft sitzt in einer Laube des Gartens, der zwischen Pfarrhaus und Kirche liegt, und man plaudert von Mancherlei, schließlich wird das Gespräch ein politisches. Egon will durchaus Krieg, mit wem — ist ihm gleichgiltig, Herr von Wief stimmt seinem Monarchen ein Loblied an, aber der Graf und der Geistliche wollen von einer Verbrüderung mit dem Norden Nichts wissen.

Leo nimmt keinen Antheil an dem Disput. Er hat heute schon eine Felsenwand erklommen und keinen Anfall von Schwindel verspürt. Das ist ihm wichtiger, als das Wohl und Wehe sämmtlicher Staaten; er fängt zu glauben an, daß die Alpenluft doch Wunder an ihm wirken werde, und trägt den Kopf hoch und ist bereit, sofort nach dem nächsten Gletscher aufzubrechen.

Wanda, mit Freude entdeckend, daß ihr Verlobter dem Streit der Uebrigen nur ein halbes Ohr schenkt, zieht ihn mit sich in den Garten, wo Beide zwischen den Blumenbeeten mit Levkojen, Asters, Zinnien und Georginen auf und nieder wandeln. Wanda ist stolz, dem Geliebten die Blumen sogar lateinisch nennen, die Eigentümlichkeit und Schönheit einzelner Exemplare zeigen zu können. Indem sie den Geschmack und Reichtum des Gärtners preist, beweist sie sich selbst als Kennerin.

Noch blühet es rings, wenn auch nicht mehr in der ersten Sommerpracht, noch glühn die Bourbon- und Noisetterosen im üppigen Laube. Waldrebenquirlanden, die von Stamm zu Stamm sich schwingen, und Buschwerk verbergen das Paar den Blicken der Gesellschaft. Zuletzt gelangen sie an eine niedrige, dicht von großblättrigem Epheu überwucherte Mauer und sehen über die Brüstung in einen anderen Garten — den Friedhof. Wanda schmiegt sich fest an den Geliebten.

Nach über ihnen trillert eine Lerche. Und da, bei dem Anblick der Gräber, wallt in Leo das Gefühl der Lebenskraft warm empor, er zieht Wanda an seine Brust und bedeckt ihr Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen, welche sie mit der unschuldigen Seligkeit einer liebenden Braut erwidert.

Von der Gluth dieser Küsse strahlt noch ihr Blick, da man längst ins Schloß zurückgekehrt ist und sich mit dem Gutenachtgruß getrennt hat, viel zu früh für Wanda, welche in dieser herrlichen Nacht am liebsten gar nicht schlief. Fräulein Sophie, so gar Helene müssen ihr daher Gesellschaft leisten.

So sind denn die drei Mädchen noch zur späten Stunde wach und munter im Zimmer Wanda's. Diese, schon im bequemen Nachtgewand, ruht in einem ungeheuren alterthümlichen Armstuhl, während Mademoiselle mit eingewickelten Füßen ihr zu Füßen auf einem Schemel sitzt. Helene hat gegenüber auf dem Sopha Platz genommen.

Das Gespräch, erst heiter bis zur Ausgelassenheit, gewinnt, Dank der romantischen Sophie, zuletzt einen ernsteren Charakter. Dieselbe erfreut sich nämlich der Gunst der alten Castellantin und wird von ihr täglich mit Geschichten aus der Vergangenheit und Gegenwart des Schlosses und Fleckens unterhalten. Heute hat sie in Erfahrung gebracht, daß die Helmburg auch ein Gespensterzimmer habe. Drüben, im anderen Flügel, im Bibliothek- und Ahnenjaal werde es allnächtlich um zwölf Uhr plötzlich hell. Dann sitze, nach der festen Ueberzeugung der sämmtlichen Schloßleute, ja selbst des Herrn Grafen, der vor so und so vielen Jahrhunderten verstorbene Majoratsherr leibhaftig dort in einem Lehnstuhl und studiere in den alten Urkunden.

„Ich glaube natürlich nicht an Gespenster,“ schließt Sophie ihre Mittheilung, „aber romantisch und gruselig klingt dergleichen doch.“

„Wie können Sie mir das erzählen!“ ruft Wanda, obzwar sie der Geschichte mit größter Spannung zuhörte. „Ich fürchte mich ohnehin in dieser ungemüthlichen Mitternacht. Wenn ich Leo's Frau bin, lasse ich den Flügel wiederreißen.“

„Wegen des Gespensts?“ spottet Helene. „Gewiß, ich glaube nun einmal an Gespenster.“ Ich kann Dir schwören, daß ich in Wief in einer grauenvollen stürmischen Nacht ein Gespenst gesehen habe. Es sah wie eine alte Frau aus und wärmte sich die Hände im Kamin, obwohl kein Feuer brannte. Ich lag wach im Bett und beobachtete es ganz deutlich — wenigstens fünf Minuten lang.“

„Das muß fürchterlich schön gewesen sein,“ sagte Mademoiselle, welcher es kalt über den Rücken läuft. Helene lächelt.

„Du glaubst es wohl nicht, Helene? Ei freilich, Du fühlst Dich über dergleichen erhaben. Aber ich weiß, was ich weiß, und ich bin überzeugt, daß die Geschichte vom Ahnenjaal wahr ist. Und man könnte mir noch zehn solcher Schlösser schenken wie Helmburg, ich ginge nicht um Mitternacht in jenes Zimmer. Und Du aber auch nicht.“

Kaum hat Wanda das letzte Wort gesprochen, schlägt die Uhr auf dem Kaminsims Zwölf.

Mit dem letzten Glockenschlage nimmt Helene ihre Lampe vom Tisch und sagt:

„Ich werde gehn.“ Sophie freischt, Fräulein von Wief ist noch ungläubig.

„Du wolltest —“ „Ich bringe Euch ein Buch zum Beweise mit, daß ich droben war.“

Und bevor sich die beiden Anderen von ihrem Staunen erholen, ist sie schon aus der Thür, eilt die Treppe hinan und betritt den öden, langen Corridor, durch welchen sie muß, um nach dem anderen Flügel zu gelangen.

Sie kennt keine Furcht, so geht sie ohne Hast. Ihr leichter Schritt weckt nicht den Wiederhall, nur ihr Gewand schleppt leise über die Fliesen.

Da — plötzlich hält sie ein. Grauenvolle Töne dringen an ihr Ohr. Ihr Blut stockt, ihre Augen starren entsezt.

Aber bald faßt sie sich und späht. Da stöhnt — da seufzt und schluchzt es wieder. Aus jenem Zimmer! . . . Sie tritt geräuschlos näher und legt das Ohr an die Thür. Und jetzt erkennt sie die Stimme . . . Leo wohnt in diesen Zimmern.

(Fortsetzung folgt.)

Monte Vesuvio.

Von W. Marr.

In Pompeji war's, wo ich, Neapels brüllendem Straßenleben entflohen, mich eine Woche der süßesten träumerischen Beschaulichkeit hingab; wo ich Morgens ein paar Stunden arbeitete und von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Vesuv warf, Nachmittags stundenlang in den Ruinen Pompejis umhererschleuderte und Abends die Sonne, wie ein flammendes Gottesauge, das der schönen Erde seinen letzten liebevollen Blick zuwirft, ins blaue Tyrhenermeer versinken sah. Eine kleine, aber geist- und gemüthvolle Gesellschaft war im Hotel du Soleil versammelt, in der anheimelndsten Aube von ganz Italien, verpflegt von den bravsten und redlichsten Wirthsleuten auf der Erde, welche, wenn noch Gerechtigkeit existirt, von allen Touristen protegirt zu werden verdienen.

Es war also in Pompeji, im Monat Februar, Tag und Datum habe ich vergessen über dem magnetischen Sbaritismus, der mich gefangen hielt; doch glaube ich, es wird wohl so zwischen dem 18. und 20. Februar gewesen sein, an welchem ich den Feuerberg bestieg. Ehrlich gesagt, in der Hauptabsicht, um da gewesen zu sein. Denn, so dachte ich, was kann dir ein italienischer Vulkan Besonderes bieten, der du vom Gipfel des Traju in Centralamerika zwei Weltmeere, den atlantischen und stillen Ocean in einem Blick gesehen, der du die Krater von drei anderen central-amerikanischen Vulkanen besucht hast und gegen Erdbeben, gegen die Seufzer des Vulkanismus so blasirt geworden warst, daß du kaum noch Notiz von ihnen nimmst, weil du wußtest, es schützt dich nicht? Was kannst du armer Vesuv, sei es an vulkanischer Thätigkeit, sei es an Rund- und Fernsicht, mir also bieten, was ich nicht weit großartiger und schöner bereits gesehen hätte? . . .

Auf zwei kleinen, stoisch bedächtigen Pferden ritten wir (ein preussischer Offizier und ich) fort. Jeder unserer beiden Führer hatte den Schwanz eines Pferdes erfaßt, und die armen Thiere mußten den Reiter schleppen, die Führer ziehen. Ueber eine überbrückte, bloßgelegte Straße Pompejis hinweg ging es in die Campagna, zwischen dem Wald von Weinguirlanden hindurch, der den Vulkan umgibt. Im Herbst wachsen uns da die „Lacrima Christi“ gleichsam in den Mund hinein.

Hinter dem malerischen Orte Bosco begannen die schwarzen Lavaschneefelder. Immer dünner wurden die Bienen, und zuletzt waren noch hie und da nur einzelne Weinstöcke sichtbar, welche, wie verlorne Posten, in die Feuerregion vorgeschoben standen. Man sagt, diese Reben gäben den glühend heißesten Wein. So frohen unsere Pferde gute zwei Stunden mit uns bergan, bis wir die Haltstelle erreichten, von wo die letzten dreiviertel Stunden auf den Gipfel des Berges zu Fuß zurückgelegt werden mußten.

Wir vertrauten unsere Thiere der Obhut unseres jüngsten Führers an und erkletterten den Grat des Berges, geleitet von dem ältesten.

Es geht gewaltig steil hinan, und der Mangel an Felsgestein, die tiefe Aube und das Binssteingeröll erschwert das Steigen, das nur in ganz kurzen Schritten und Tritten zickzackweise möglich ist. Wir haben daher auch weder rück- noch vorwärts, um bei Kräften zu bleiben.

Aber nach einem halbstündigen Klettern mußten wir nolens volens rechts seitwärts blicken.

Es „knisterte“, als ob Salz in ein Kohlenbecken geworfen würde. Rechts, etwa zehn Schritte von uns, dampfte die Erde. Gefahr — wenn „Sa sacré Majesté le Hazard“ nicht etwa sein Spiel treibt und den Boden bersten läßt — war nicht vorhanden. Trotzdem erinnerte ich mich, daß ich einmal in Nicaragua in der heißen Mergelkruste des Vulkans Telica eingebrochen war und ein unfreiwilliges heißes Schlammbad genommen hatte. Der Telica ist ein sogenannter Wasservulkan, sollte man aber hier am Vesuv einbrechen, so geräth man in eine Temperatur, in welcher das Quecksilber verdunstet, und die ist jedenfalls noch fataler. Ich glaube, ich habe einige Secunden lang das rechte Ohr gespitzt wie ein schneues Pferd. —

Noch zehn Minuten weiter und wir gelangten mitten durch das Gedampfe, das nach Schwefel roch, auf ein kleines schräg abfallendes Plateau unterhalb des Gipfels, und hier „bullerte“ es uns entgegen, wie in der Nähe einer Feuersbrunst. Wir waren an dem „kleinen Krater“, der bei den letzten Eruptionen die erste Violine gespielt hatte. Ein greller Feuerchein drang aus einem Schlunde, der ein Viereck von circa 12 Fuß im Durchmesser halten mochte und einem von dem Erdreich bis oben umschlossenen Schornstein gleich hervor, und periodisch stieß dieser Schornstein seine Schwefelwolke aus. Die Hitze war zu groß, Stricke hatten wir nicht mitgenommen, und so mußte ich leider auf das Vergnügen verzichten, einen neugierigen Blick in die feurige Tiefe zu werfen, und mich begnügen mit dem Feuerchein und dem Feuergeheul da unten.

Jetzt noch zehn Minuten hinauf.

Ah! — Ah! — Da lag sie, die pittoreskste Hölle, die ich je geträumt. Wie grüngelbe Emaille blinkte es an den schwarzen Kraterwänden. Das waren die „Teufelsküchen“, in denen man Eier kocht, und aus denen der unterirdische Feuerchein leuchtet und den Schwefelkrusten jene blumigen Farbentöne anhaucht. Rechts unter uns das schwarze starre Lavameer von Somma, wo als Leuchtturm am Ufer ein kleiner Ke gel in raschen Stößen Rauch und Feuer wirft, wie der Schornstein einer Locomotive. In dem ersten, großen Krater wälzten sich die Dämpfe in bizarren Formen, wie toll gewordene Titanen, auf und nieder. Der Rauch umbrauste uns, so daß wir flüchten mußten, bis wo uns der Wind Schutz verlieh.

Aber — eine neue Pracht! Aus dem Hauptkrater explodirte es alle fünf Minuten mit einem dumpfen Donnergetöse, und jedes Mal wurden ganze Fuder von Steinen hoch in die Luft geschleudert, die dann prasselnd in die kochende Lava zurück fielen, bis sie wieder und immer wieder die tolle Luftreise machen mußten. Umwirbelt von Dämpfen, angeblasen von dem Athem der Hölle wandelten wir hin und her am Rande der Krater, bald hier, bald dort eine Stelle suchend, wo der Dampf uns verschonte. Ein Maler sah da und machte ein Bild, brüthheiß nach der Natur. Weiter eine Gruppe Touristen beim Frühstück, und dazu musicirte und illuminirte der Vesuv.

Wie gern wäre ich in den Krater hinabgestiegen. Kein Führer wollte mit, und da diese sonst so geldgierigen Leuten die Sache besser wissen mußten, als ich, so verzichtete ich auf das Risiko, mir ein Schicksal à la Deluc zu bereiten. Man fällt stets leichter hinein, als wieder heraus.

Die mitgenommene Flasche Lacrima Christi wurde entkorkt.

„Signori! Auf das Wohl des Bejubs und des Papstes!“ rief der Führer.
 Was? — Die Hölle und die Kirche in einem Toast vereint? Einerlei! wir tranken und ließen die beiden Gegensätze hochleben. Man philosophirt nicht am Rande eines Vulkans.
 Und jetzt — ein Windstoß, der den Rauch zerstreut.
 O Gott! ich glaubte im Traume den schönsten Traum zu träumen.

Da lag, durch die Dämpfung des Rauchgewölkes gesehen, Neapel, das Meer, die Inseln Capri, Ischia u. c., die Orte Portici, Resina u. s. w. — Mein! sie „lagen“ nicht, es schien nur Kata Morgana zu sein, Neapel, das Meer, die Inseln, die Ortschaften, sie schienen in gerader Linie vor uns in der Luft zu schweben, als öffnete sich der blaue Himmel, und als rufe die Schöpfung uns zu: Siehe! das ist das Paradies! zu schön für die Erde! — Traum' es! —

Unsere Nerven waren überangestrengt. Die Kräfte verließen uns, länger in dieser Pracht und Wildheit zu schweben.
 „Sagen Sie: buona sera, Vesuvio!“ rief der Führer.
 Wir erfüllten auch dieses Ceremoniell und sausten dann leicht und bequem den steilen, weichen Abhang des Berges hinab, bis wir unsere Pferde erreichten.

Der Bejubel aber antwortete auf unser Lebewohl durch eine neue, noch stärkere Detonation und schleuderte eine noch mächtigere Steinregengarbe in die Luft.

Einer dieser Steine kam uns nachgeschlagen. Ich hob ihn auf, nachdem er kalt geworden, und nahm ihn mit mir.
 Buona sera, monte Vesuvio!

Gothisch? Renaissance? Rococo?

Von Freiherrn E. von Bibra.

Motto:
 Wie es Euch gefällt!
 Shakespeare's Lustspiel.

Als ich, hochverehrte gnädige Frau, Ihre Aufforderung erhielt, Ihnen einige Notizen über Einrichtung der zum Wohnen bestimmten Räume zu schreiben, fühlte ich mich glücklich, meine geringen Kräfte von Ihnen also geehrt zu sehen.

Dann aber stieg ein furchtbarer Verdacht in mir auf.
 Ich fürchtete, daß Ihnen eine jener, in der That reizenden Photographien von Eckert in Heidelberg unter die Hand gekommen, welche meine Studirstube darstellen, und daß dies Sie bewog, mir die eben erwähnte Erlaubniß zu geben.

Diese Photographie ist wirklich wundervoll.
 Sie ist „ein Bild“, in welchem als Staffage Nichts fehlt, als irgend ein altes, vor einem Folianten sitzendes Subject, um auf das lebhafteste an eine Schöpfung Rembrandt's zu erinnern.

Ich habe mich gehütet, dieses Subject abzugeben, denn man darf nicht zwei Trümper auf einmal auspielen.
 Das Bild aber ist, auch ohne Staffage, so vortrefflich geworden durch blühende, glänzende Lichter, durch tief dunkle Schatten und wunderbare Halböne, vorzugsweise durch die Kunstfertigkeit des Photographen, und ein wenig vielleicht durch die Abenteuerlichkeit und Verschiedenartigkeit, in welcher die Geräthe und Gegenstände in meiner Studirstube zusammengestellt sind.

Dies ist der Grund, weshalb ich erschrak, als ich glaubte, daß diese Photographie, dieses Bild, Sie zu jener Aufforderung bewogen, denn jede Einrichtung soll einstimmig, aber nicht verschiedenartig sein, und es geht hieraus hervor, daß, wenn sich Jemand alterthümlich einrichten will, dieser Jemand sich ganz genau nicht so einrichten soll, wie ich es gethan habe.

Ein Bild, und eine Stube welche man bewohnen will, sind zwei ganz unendlich verschiedene Dinge.
 Alterthümlich!

Nun, stets noch die vorgefaßte Meinung im Auge behaltend, daß die besprochene Photographie meiner Studirstube mir die Erlaubniß verschaffte, diese Zeilen an Sie zu richten, schließe ich, daß Sie eine gewisse Vorliebe für alterthümliche Einrichtungen haben, und werde mir erlauben, diese in der Kürze zu besprechen.

Es ist vielleicht am Platze, hier von vorn herein zu sagen, daß ich durchaus nicht jene gründliche Abneigung vieler „Alterthümlicher“ gegen eine vollkommen moderne Einrichtung des Hauses theile, gegen eine Einrichtung, in welcher so viel wie möglich, denn es ist dies schwierig, selbst Imitationen, Anklänge älterer Style fehlen.

Es will scheinen, als läge bisweilen dieser Abneigung ein wenig Mißgunst zu Grunde, ein wenig jener unfeinen Mißgunst, welche der weniger Vermögende gegen den Reicherer hegt, und ich bilde mir nicht wenig auf die Geschicklichkeit ein, mit welcher ich hier das gehässige Wort Neid vermeide.

Mißgönnen wir also dem Reichen nicht, einen Theil dieses seines Reichthums auf den Schmuck seines Hauses zu wenden, nur sei uns der Wunsch gestattet, daß bei dieser Ausschmückung dem Geschmack Rechnung getragen werde, das will bedeuten: einer gewissen Harmonie, einer Einstimmigkeit des Ganzen.

Man darf geltend werden durch die Pracht beim Eintritt in ein solches Haus, aber man muß sich bei diesem ersten Ueberblicke unwillkürlich sagen können: „Hier paßt Alles zusammen.“

Dafür erlauben wir später den Gedanken, daß Alles dies sehr theuer gewesen sei und viel Geld gekostet habe.

Dieser Geschmack, diese Geschicklichkeit, ein Haus im Sinne der allgemeinen Uebereinstimmung einzurichten, auszuschmücken, kann, sind Anlagen dazu vorhanden, erlernt werden, vorzuziehen aber ist der angeborene Geschmack.

Ich habe die höchst ärmlichen Stuben armer Handwerker gesehen, und die Dachkammern von Näherinnen, mit den geringsten Mitteln dennoch auf eine Weise eingerichtet gesehen, welche unwillkürlich einen wohlthätigen Eindruck hervorbrachte.

Weniges blanke Handwerksgeräthe, ein höchst mittelmäßiger Kupferstich, ein auf der Wanderschaft erworbenes Andenken an eine ferne Gegend — ein Blumenstrauß, ein Vogelbauer, ein verwickelter Kranz und ein paar Photographien thun, neben Ordnung, hier Wunder.

Obgleich leider wenig passend, dennoch aber, um einmal zu enden, oder besser: zu beginnen, müssen wir von der „heiteren Schlafstelle“ und der Dachkammer uns wenden zu dem

Style der Griechen und Römer, freilich wohl, um von demselben zu sagen, daß derselbe für unsere Zwecke kaum, oder gar nicht zu verwenden.

Ich komme später auf die abscheuliche Nachäffung der grie-

chischen und römischen Formen zurück, welche man Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts beliebte, in Betreff aber der Einrichtung und Ausschmückung der Wohnräume können uns die Griechen und Römer schon deshalb nicht zum Muster dienen, weil ihre klimatischen Verhältnisse Haus- und Wohnraum auf ganz andere Weise herzustellen geboten, als in unserer nördlichen Gegend.

Die Aufgabe jener Völker war, sich gegen die Wärme zu schützen, und fast noch ängstlicher müßten wir das gegen die Kälte thun, da aber, wenigstens zum großen Theile, die Form der Gerätschaften mit dem Baustyle, ja selbst mit der Tracht, in einem gewissen Einklange stehen muß, so ist ohne Zweifel der Gedanke, sich griechisch oder römisch einzurichten, von vorne herein zu verwerfen.

Dasselbe, und theilweise, wenn auch nicht gänzlich aus denselben Gründen, mag auch gelten vom

Romanischen Style,

welchen ich ebenfalls nur flüchtig besprechen will und, bezüglich unserer Zwecke, ebenfalls verwerfen muß.

An Kälte, ich spreche von Deutschland, fehlte es freilich zu jener Zeit auch nicht, dagegen waren die Mittel, sich gegen dieselbe zu schützen, äußerst mangelhaft.

Die Heizung bestand, noch zu Karl des Großen Zeit, einfach aus einem Feuerherde, der in der Mitte des Wohnraumes angebracht war, der Rauch konnte nach Belieben sich irgend einen Ausweg suchen, und erst im 13. Jahrhundert begann man Schornsteine aufzurichten, und zuverlässige Nachrichten über dieselben stammen erst aus dieser Zeit, obgleich ihre Einführung kaum noch eine allgemeine gewesen zu sein scheint, und sie wahrscheinlich nur von Vornehmen und Reichen benützt wurden.

Stellen Sie sich, gnädige Frau, einen Salon oder ein Boudoir vor, in dessen Mitte ein Holzfeuer brennt, und ohne Zweifel werden Sie sofort alle Lust verlieren, sich auf solche Weise einzurichten.

Im Uebrigen war es, bezüglich des Rauches, so gar schlimm nicht, indem derselbe durch den mangelhaften Verschuß dessen, was man Fenster nannte, so ziemlich abziehen konnte.

Man hatte in den meisten Häusern als Verschuß dieser Fenster nur Holzläden, und nur die Reicheren besaßen gewisse Vorrichtungen, um eine zweifelhafte Helle in den Wohnraum zu leiten.

In Deutschland scheint man zu diesem Zwecke meist geöltes Papier oder Pergament, und ferner dünn geschabtes Horn benützt zu haben, vielleicht auch solches Leder. In Italien kamen im ersten christlichen Jahrhunderte Fenster von Gipspatblättern, oder Marienglas, auf, welche hier und da noch heute in Rußland die Stelle des Glases vertreten sollen, und in China bediente man sich dünn geschliffener Muschelschalen.

Das Glas kannte man indessen längst, es wurde schon von den Alten sowohl als Schmuck, wie auch zu Pracht- und Trinkgefäßen benützt, und im Mittelalter wurden die farbigen Tafelgläser zu Glasbildern verwendet, mit welchen man die Kirchen schmückte.

So wurde die Kirche des bayerischen Klosters Tegernsee zwischen 983 und 1001 von einem Grafen Arnold mit gemalten Fenstern beschenkt, und der jenseitige Abt des Klosters, Gozbert, dankt dafür dem Grafen mit höchst verbindlichen Worten.

Ich schmeichle mir, daß Sie, verehrte Frau, über meine enorme Gelehrsamkeit staunen werden.

Weniger aber wird das der Fall sein, wenn Sie mich fragen, warum man nicht auch die Wohnungen mit Glasfenstern versehen hat.

Ich weiß das nicht, aber ich vermute, daß man zu jener Zeit kein weißes Glas zu fertigen verstand, und daß das farbige noch zu theuer war, um es an die Stelle der oben erwähnten Dinge, Horn, Pergament und dergleichen, zu setzen.

Dafür aber kann ich Ihnen sagen, daß im Jahre 1180 die ersten Glasfenster in England, in den Wohnungen weniger Reicher eingeführt wurden, dies aber nur als Ausnahme, und daß erst gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die kleinen, grünlichen, sogenannten Buzenscheiben, zu jener Zeit das einzige Fensterglas, in den größeren deutschen Städten allgemeiner wurden. So war Wien 1458 zum großen Theil mit solchen versehen, und um 1470 hatten die Häuser der städtischen Beamten in Nürnberg sämmtlich solche Fenster.

Was das Geräthe betrifft, so war dasselbe im Mittelalter einfach, aber dennoch schwerfällig. Mit Ausnahme eines einzigen Ehrensitzes für den Haus- oder Burgherrn, waren keine Stühle vorhanden, man hatte schwere, nicht selten bunt bemalte Bänke und Tische, und Steinbänke in den tiefen Fensternischen, das war fast Alles.

Auffällig ist bei dieser, nach unseren Begriffen höchst ungemüthlichen, ja fast ärmlichen Ausstattung der Wohnung, die Kleiderpracht, welche zu jener Zeit zur Schau getragen wurde, und von welcher uns alte Bildwerke Kunde bringen.

Hatte jene Zeit, deren Solidität man so ausnehmend lobt, auch ihren Schwindel, und ist dieser nicht allein ein Privilegium der Unrigen, oder fühlte man sich behaglich in jenen Räumen?

Nehmen wir, ohne den Schwindel auszunehmen, und die Brunktsucht, welche letztere wohl keiner Zeit vollkommen fremd ist, aber an, daß jene mittelalterlichen Räume ihren Bewohnern genügt, so sind dennoch dieselben für uns keineswegs nachahmungswürth.

Die Feuerstelle, ohne Schornstein, inmitten des Wohnraumes, die statt des Glases mit dünn geschabtem Horn versehenen Fenster, und der plumpe Tisch, die roh geschnitzte Bank beweisen das wohl zur Genüge.

Die Gothik.

Man darf wohl sagen, daß die Baukunst überhaupt der Ausdruck des Geistes der Zeit ist, und die Sinnesrichtung und das Streben derselben bezeichnet, und dies wird wohl am glänzendsten durch unsere Gegenwart documentirt.

Die Gothik des Baustyles begann eigentlich bereits im zwölften Jahrhunderte, so wenig es aber statthaft ist, hier den Umschwung der Geistesrichtung näher zu besprechen, den jene Zeit mit sich brachte, so wenig kann das Wesen des gothischen Styles entwickelt werden.

In Bausch und Bogen mag derselbe vielleicht durch den Spitzbogen zu bezeichnen sein, während der Rundbogen den romanischen Styl andeutet.

Für das indessen, was uns näher berührt, nämlich Einrichtung und Schmuck der Wohnräume, haben erst spätere Jahrhunderte der Gothik eigentliches Interesse, indem sie erst den Einfluß zu üben begann auf das Geräthe.

Aber allmählig und in mannichfachen Uebergängen begann dieser Einfluß ins Leben zu treten.

So litt, bezüglich der Wohnlichkeit, die frühere Gothik noch an denselben Mißständen, deren ich vorher beim romanischen Styl erwähnte, und erst die spätere Periode derselben brachte eine Ausstattung der Wohnräume, welche reizend ist, mag dieselbe gleichwohl, für unsere Gegenwart, nur ausnahmsweise empfohlen werden.

Es ist dies nicht einmal die Periode der Gothik, welche die frühere „große Halle“ bereits in ein Prunkgemach verwandelt hatte, in dem aber freilich noch der Ehrensessel des Burgherrn prangte, in welcher Malereien die Wände schmückten, und Teppiche die Rücklehnen der diesen Wänden entlang laufenden Bänke bildeten, und in dem schon Schenk- und Credenzstücke aufgestellt waren.

Es ist die spätere, eigentlich die letzte Zeit der Gothik, das fünfzehnte Jahrhundert, in welcher das Holztafelwerk begann, und mit ihm die eigentliche Gemüthlichkeit der Wohnräume.

Am Anfange dieses Jahrhunderts scheint der Kamin noch ziemlich allgemein gewesen zu sein, der unbedingt durch seinen flackernden Feuerchein bedeutend beitrug zur Behaglichkeit eines Gemaches, man hatte indessen auch schon zu jener Zeit, und wohl auch früher, Ofen, wie treffliche alte Töpferarbeiten hinlänglich beweisen.

Für die Wohnräume sowohl der Reichen als auch der ärmeren Classe hatten aber, wie ich glaube, für Deutschland wenigstens, schon Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Ofen den Kamin vollständig verdrängt, und der letztere wurde nur gewissermaßen als Zierartikel beibehalten, für Säle und ähnliche zu Festlichkeiten bestimmte Räume.

Prachtvoll sind aber in der That die Holzverkleidungen der Wände, das Tafelwerk jener Zeit, welches den Charakter der Gothik, des Spitzbogenstyles zeigt. Nicht selten ist in solchen Stuben die Decke noch gewölbt, und das Geräthe hat ebenfalls, ornamental, das Gepräge der Gothik und ist wundervoll mit seinem trefflichen Maßwerke, seinem Geäste, dem zierlich geschnitzten Laubwerk und all' dem Schmucke überhaupt, den der gothische Styl anzubringen erlaubt.

Nehmen wir dazu die im gleichen Sinne gehaltene Schlosserarbeit, glänzend verzinnt und, wo durchbrochen, mit farbigem Tuche, meist roth oder blau, unterlegt, ferner einen Credenzstisch oder einen Schaukasten, auf welchem die wunderbaren Glas-pocale aus Venedig, die Schmelzarbeiten von Limoges und die prachtvollen Kunstwerke deutscher Goldarbeiter zur Schau gestellt sind, denken wir uns das Alles durch ein Fenster beleuchtet, dessen grünliche Buzenscheiben ein magisches Licht in die Stube werfen, während im oberen Theile dieses Fensters die prachtvollen Farben eines Glasgemäldes mit dem Glanze edler Steine wetteifern, so bietet das Alles in der That einen reizenden, einen wundervollen Anblick.

Aber — es ist verzweifelt schwierig, ein ächtes, also gehaltenes Tafelwerk aus dieser Zeit zu finden, und noch schwieriger ist es, das betreffende Geräthe, den schweren Tisch, einen Schrein, eine Truhe, einen Schaukasten und dann gothische Bänke und Stühle zu erhalten; ja, abgesehen von den enormen Preisen, welche diese Dinge haben, ist es, ihrer Seltenheit wegen, fast eine Unmöglichkeit.

Sollte es Ihnen, hochverehrte Frau, aber dennoch gelungen sein, durch den glücklichsten Zufall von der Welt diese Dinge ächt, oder doch wenigstens in verständigem Sinne nachgemacht (ich spreche später von diesen Nachahmungen), also in guter Imitation, zusammengebracht zu haben, so muß ich Ihnen deshalb doch rathe, eine solche Stube weder als Boudoir, noch als Empfangszimmer zu benützen.

Bewahren Sie ein solches Gemach in Ihrem Hause auf als ein Bijou, als eine Kostbarkeit ohne Gleichen, welche es auch in der That ist, und zeigen Sie es ja nicht jedem Besuche, sondern bloß dem Geweihten, welcher es zu würdigen versteht.

Un und für sich schon ein Schatz, sei es eine doppelte Schatzkammer, in welcher Sie Erinnerungen aufbewahren, die Ihrem Herzen theuer sind, und, in zweiter Werth-Reihe, vielleicht Ihre kostbarsten Juwelen, und dann mögen Sie hier und da eine poetische Stunde verträumen in dieser Ihrer Schatzkammer, eine Stunde, welche die Erinnerung und die Einsamkeit heiligt.

Wenn Sie mich aber fragen, warum diese romantische Räumlichkeit nicht für immer bewohnt werden soll, so muß ich Ihnen zwei höchst nüchterne Antworten geben.

Vor Allem ist sie zu unbequem, sie entspricht nicht den Anforderungen an Comfort, welche für uns unerlässlich geworden sind, es fehlen, ist sie regelrecht, eine Menge Möbel, ja selbst Kleinigkeiten, welche uns dennoch unentbehrlich scheinen. Der feiner Schwere wegen unbewegliche Tisch läßt uns den leicht bewegbaren des Salons vermissen; die harte, an der Wand befestigte Bank, die zugleich als Raufen dient und Schubfächer hat, erinnert uns unbehaglich an die Bequemlichkeit eines Sopha; die große, gleichwohl wunderbar geschnitzte Truhe, mit dem glänzenden Schlosse, einem Meisterstücke der Schlosserarbeit, erregt deshalb doch nicht vollkommen die Komode; kurz, es fehlen uns tausend Dinge, welche wieder nicht ersetzt werden durch alle Poesie und Romantik.

Dazu gesellt sich noch, daß diese gothischen Verzierungen, welche tief und kunstreich geschnitten sind, bei stetem Gebrauche stark vom Staube bedeckt werden, schwer zu reinigen und von ungeübten Händen leicht zu beschädigen sind.

Ferner paßt unsere Tracht, unsere Mode nur schlecht zu der Gothik, und stets will es mir scheinen, als müßte, wenigstens theilweise, gegenseitige Rechnung getragen werden dem Gemache und Geräthe, und dem Costume.

Eine Dame des fünfzehnten Jahrhunderts, mit der hohen, spigen, mit einem Schleier bedeckten Haube, dem langen, schlep-penden Ueberwurfe und dem goldenen Gürtel, oder eine Jungfrau mit bis fast zur Erde reichenden Ärmeln, dem einen weiten Mantel ähnlichen Gewande, und Kranz oder Schleier auf dem schlicht herabhängenden Haare, paßt vortrefflich in unser gothisches Bijou.

Weniger eine Dame der Gegenwart, deren Kleid an die Geschicklichkeit eines Tapezierers erinnert, und deren wundervolles Haar in den letzten acht Tagen, in welchen wir nicht so glücklich waren sie zu sehen, eine so enorme Größe erreichte, daß Nichts räthselhafter erscheint, als daß es der Trägerin keine Unbequemlichkeit verursacht, denn an der Lechtheit dieses Haarschmuckes und an dessen Kostbarkeit wird wohl Niemand zweifeln.

Die Gothik also hat ihre Berechtigung, selbst für unsere gegenwärtigen Zwecke, ihre hohe Verehrung, es sind aber bei Anwendung derselben Rücksichten anzuwenden, Vorsicht zu brauchen.

(Schluß folgt.)

Aus der Berliner Kunstwelt. Von Theodor Raeder.

Die unglücklichen Einwohner von Stallupönen! — Daß sie sich nicht bemüht haben, ein Talent in ihrer Mitte festzuhalten, das ihnen einst der Zufall und das Glück blindlings zuführte. Aber wer kann in die Zukunft schauen? Die alten Seher, welche in dieser Kunst erfahren gewesen sein sollen, haben keine Schüler hinterlassen, und wenn sich unsere neue Kaiserstadt mit simplen Wahrsagerinnen begnügt, so darf man den Eingeborenen von Stallupönen überhaupt gar Nichts verargen.

Am allerwenigsten eine Operaufführung nach ihrer Façon, die originell genug war, um überhaupt berechtigt zu sein. Hat man kein Theater, so begnügt man sich mit einer Scheune, und warum sollte ein Orchester nicht zu ersetzen sein, wenn nur ein Klavier nebst Geige vertreten ist? So und nicht anders wurde

Von Stallupönen bis Paris! Diese bedeutungsvolle Künstlercarrière klingt fast wie ein Siegeszug der deutschen Armee, und ein deutscher Siegeszug war die Laufbahn dieses Künstlers allerdings von jenem Momente an, wo der junge Mann muthig und auf seine schönen Stimmittel vertrauend, das Schauspielersfach vertauschte, um zur Oper überzugehen, bis zu jenem Tage, wo er berufen wurde, die Ehre der deutschen Nation vor dem Auslande zu vertreten.

War Niemann ein Schauspieler gewesen? so dürfte manche der gütigen Leserinnen erstaunt fragen, deren Herz klopfte, wenn er als Nienzi die mächtige Stimme erhebt, um das empörte Volk der Römer zu beschwichtigen, oder als Lohengrin mit edler Ritterlichkeit sich zu Elsa hernieder neigt, oder als Raoul die treue Seele Valentinens dem himmlischen Gott zum Schutze überläßt. — Niemann war nicht nur Schauspieler gewesen, sondern er ist es noch, er ist es in der That, d. h. er begann wohl in diesem Fach und gab es wieder auf, aber gerade das große angeborene dramatische

Niemann die erste Oper. Welche Aufregung sich jetzt seiner Seele bemächtigte! Die Bühne wurde sein Ideal, und der leise Wunsch, die weltbedeutenden Bretter zu beherrschen, begleitete ihn durch die Schulen, die er in Magdeburg und Halberstadt besuchte. Das Schicksal kam ihm entgegen und zwar nicht nur darin, daß es dem jungen Manne äußerlich einen ganzen Zauberapparat überraschend schöner Mittel, Figur, Erscheinung, Stimme verliehen hatte. Denn als der Vater starb, sah sich der Sohn auf eigenen Erwerb angewiesen, Fortuna hatte ihre Hand wieder weggezogen, und so trieb es ihn zur Bühne. Zunächst nach Dessau, aber seltsamer Weise hatte der neue von Begeisterung erfüllte Kunstjünger ihr Schauspielersfach kein Glück. Man rieth ihm sogar ab. Alle Energie wäre dem an sich selbst Verzweifelnden fast verloren gegangen, wenn ihn eines Abends der berühmte Dessauer Hofcapellmeister Schneider bei einer lustigen Kneiperei nicht vorgenommen und ihm in Hinblick auf seine schönen musikalischen Mittel, herrliche Tenorstimme und ein entschieden bildungsfähiges



Frau Pauline Frein von Rahde, geb. Lucca.
Aus der Berliner Kunstwelt. Zeichnung von Karl Reichlin.

einst vor Jahren dort in der Provinz die poesievolle Tonschöpfung Wagner's „Der Tannhäuser“ vor die Oeffentlichkeit gebracht; derjenige aber, der diese langeschwebende Gestalt des Tannhäuser — wie man zu sagen pflegt — verkörperte und alle Sinne der Zuschauer und Zuhörer gefangen nahm, war ein junger, eben erst zur Bühne gekommener, verschwenderisch von der Natur mit Mitteln gesegneter Mann; eine blonde, ächt germanische hochtragende Erscheinung, prädestinirt zum Sieger und Eroberer, wenn er entschlossen auf der dornen- und doch auch wieder reizvollen Bahn des Künstlerthums vorwärtsschreiten wollte. Dieser Tannhäuser, damals rührend durch seine eigene Anfängerschaft in der Kunst des Gesanges und der Darstellung, und trotzdem, trotz aller Umgebung entzückend, war derselbe, der einige Jahre später als Meister im Reigen der deutschen Sängerkunst bedingungslos anerkannt, dem tobenden Pariser Publikum durch die Macht seiner Stimme und die Gewalt seiner Darstellung wenigstens für sich die Bewunderung abzwängen konnte, die man dem Werke Wagner's durchaus nicht zu Theil werden lassen wollte: Albert Niemann.

Naturrell verleiht seinen Opernrollen die stürmisch hinreißende Gewalt, mit welcher er zur Höhe der Meisterschaft emporgestiegen ist; die Gewalt, die ihn so merkwürdig befähigt, die Heldengestalten des modernsten Operncomponisten, Richard Wagner's, genial darzustellen, und die ihn endlich kraft aller dieser Umstände auch noch besonders zum Liebling der Gegenwart deshalb macht, weil die heroische Thatkraft aller wälschen Keppigkeit naturgemäß jetzt bei uns den Rang abgelaufen hat. So ist Niemann „zugleich ein Sänger und ein Held“, ein mit Recht gefeierter Hauptvertreter der deutschen Kunst.

Auch bei Niemann trifft es wieder zu, daß die Entwicklungsbahn bedeutend veranlagter Künstlerindividualitäten keine schnurgerade ist. Er wurde als Sohn eines einfachen Gastwirths zu Gryeben geboren, gehört also voll und ganz dem deutschen Norden an. Der 15. Januar 1831 war der Tag seiner Geburt. Glücksumstände führten seinen Vermögen in das elterliche Haus, es wurden Reisen unternommen, und der Sohn konnte sorgfältig erzogen werden. In Amalienbad bei Helmstädt hörte der junge

dramatisches Talent die Operncarriere nachdrücklichst empfohlen hätte.

Das weckte alle Hoffnungen, alle Kraft und allen Fleiß in Niemann wieder auf. Sein neues musikalisches Studium, die Schule des Lebens an kleinen Bühnen entfalteten eine hohe dramatische Gewalt, und so erschien der angehende Heldentenor, der in Stallupönen den Tannhäuser creirt hatte, bald in Hannover als der Erste Einer, dessen Ruf von Tag zu Tag stieg, der die Cassen der Directoren füllte und vor Allem ein Liebling des Königs Georg, des erblindeten, aber musikalisch feinfühlig hohen Herrn wurde. Die Katastrophe von 1866 brachte den mittlerweile zum ersten Tenorheros seiner Zeit avancirten Künstler in das Centrum des neuen Reiches, an die Hofoper von Berlin.

Jetzt ist Albert Niemann auf der genutzreichen Höhe seines Ruhmes angelangt; der glanzvolle männliche Stern der Berliner Oper, der mächtige Magnet für alle Gebildeten, im Leben, wie auf der Bühne eine populäre Erscheinung, auf welcher das Auge mit Bewunderung weilt, ein glücklicher Mann auch in dem

Sinne, als eine der reizendsten weiblichen Erscheinungen, die je auf der deutschen Bühne Herzen, Augen und Ohren entzückt haben, Hedwig Raabe, das häusliche Leben des Künstlers verschönert. Hedwig Raabe, ebenfalls ein „star“ des deutschen Theaters, ein ächtes Theaterkind, das schon als Kind unter Director Fleische in Magdeburg reizend und hoffnungsvoll sich in Theaterstücken bewegt hatte und später in Berlin, in Petersburg und unweit in ganz Deutschland als „blonde Götze“ das Publicum zu Thränen des Lachens und des Weinens hingerissen, macht das Shakspear'sche Wort unwahr: „Zwei Sterne kreisen nicht in einer Sphäre“. Der Griffel des Zeichners gewährt den freundlichen Leserinnen einen Einblick in das künstlerisch-glückliche Dahin von Albert Niemann und seiner jungen Gattin. Die graciöse Erscheinung vertieft sich, am Pianoforte begleitend, in

bern namentlich auch durch den ehrenvollen Ruf des Königs Ludwig zur ersten Wiedergabe des nationalen Meistersängers Hans Sachs. Das langjährige Zusammenwirken, das innige, wechselseitige Verständniß, das gleiche Wollen und gleiche Können von Niemann und Bez verleiht den Berliner Operaufführungen einen eigenthümlichen harmonischen, einen hohen dramatischen Styl, der nicht ohne Einfluß bleibt auf die weitere künstlerische Umgebung und jenen Glanz ausstrahlt, der nicht nur an die großen Traditionen des Berliner Opernhauses erinnert, sondern vor Allem auch dem social-politischen Brennpunkte der neuen Epoche der deutschen Kaiserstadt nothwendig entspricht. Und damit in jeder Beziehung die große Epoche künstlerisch in der Berliner Oper vertreten sei, besenkte sie das gütige Geschick mit einem wunderbaren weiblichen Genius, Pauline Lucca.

in großen dramatischen Partien, kam dann nach Prag, wurde dort bald allgemein gefeiert, und von Prag nach Berlin. Also ein förmlicher Sturm! Hier, dem eigentlichen Schauplatz ihrer classischen Triumphe, als enfant chéri der gesamten Opernfreunde und des Hofes, populär durch neckischen süddeutschen Humor, der die Wienerin nie verläßt und für die Berliner doppelten Reiz enthält, wenn weiblicher Geist daraus hervorleuchtet, genießt sie den Vortheil einer so allseitig und tiefgehenden Verehrung, daß man mit Fug und Recht von einem Lucca-Cultus reden darf. Dafür sprechen vor Allem die Cassenberichte der Berliner Oper, die Börsenberichte des Billetthandels, der mit wüthenden Kämpfen eigenthümlichster Art verbunden ist, und die Bevorzugung, welche der Hof ihr zu Theil werden läßt. Sie ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in den Annalen der Berliner



Rechtlin Sohn

K. HENDAMOUX A.

Franz Bez.

Albert Niemann.

Frau Hedwig Niemann-Raabe.

Aus der Berliner Kunstwelt. Zeichnung von Karl Rechtlin.

die Rollen ihres Gatten, und zur sorgfältigen Ausarbeitung der anstrengenden modernen Opernpartien nimmt auch Franz Bez an diesem Studium Theil, der von Wagner selbst gekrönte Meistersänger und Hans Sachs par excellence, der schon seit Hannover durch sein Zusammenwirken mit Niemann im Freunde zugleich den Kunstseiler verehrt, an welchem das eigene Wollen und Können mächtig gefördert emporwuchs. Und auch Bez, als Baryton den Tenorhelden ergänzend, stieg allen Hindernissen und Hemmnissen zum Trotz, angepornt durch ächte Kunstideale, unterstützt durch große Bildung zum Ersten seines Stimmfaches empor. Als Sohn eines hohen Oberfinanzrathes in Mainz wurde es ihm schwer, den Widerwillen der Eltern gegen seine theatralische Laufbahn, die er nach Absolvierung des polytechnischen Curus in Karlsruhe einschlug, zu besiegen. Aber es gelang ihm durch die edle Auffassung seines Berufes, durch das tiefe Künstlerthum, das er allmählig während seines Engagements in Gera, Ballenstädt, Altenburg und Kofstock entfaltete und dessen Weihe er nicht nur in Hannover und an der Berliner Hofbühne empfing, son-

Ihre Macht umfaßt, wenn sie demnächst Amerika beglückt, den ganzen Erdkreis, ohne daß in irgend einer Zone der Nimbus dieser Macht um einen Grad sich verringerte. Denn von London bis Petersburg, durch ganz Deutschland hindurch ist der Enthusiasmus über den Gesang und die dramatische Natur der Lucca, ist das Urtheil über die unbestreitbare Genialität dieser Sängerin übereinstimmend und wird ein völlig einheitliches, wo es sich um muntere, naive, heitere Rollen handelt, um die Zerklüftung, die lustigen Weiber von Windsor, die Cherubine u. s. w. Eine unerlöschliche Fülle graciöser Laune, reizender Schelmerei, steckt dann in allen ihren Worten und Tönen, in ihrem Wesen, und so darf es nicht Wunder nehmen, daß Pauline handelt, von der Zerklüftung so verschwen-derisch poetisch bedacht, mit Hilfe ihres dramatischen Geistes, ihrer wundervollen in allen Registern gleichen Stimme und ihres zierlich reizvollen Wesens die Carrière „von unten auf“ bis zum Herrscherthron einer Primadonna assoluta so rasch durchschritt. In Wien geboren, fing sie dort bei der kaiserlichen Hofoper als Choristin an, sich dramatisch auszubilden. Sie debütierte zu Olmütz

Oper — ohne nachzulassen, die stärkste Attractionskraft, die je dem Publicum gegenübergetreten. Wirkte Pauline Lucca — durch ihre Heirath Frau Baronin von Raabe, aber der Berliner und die Welt nennt sie nur nach ihrem populären Künstlernamen — in Italien oder Frankreich, so würde die ganze Mode durchzogen sein von ihrem Namen, das tägliche Leben, das Diner, das Souper, die Horticulture würde überall ihren Namen vorführen. — Berlin hat es allerdings zu Lucca-Augen gebracht, — eine süße verführerische Speise — überläßt aber die weitere Ausbeute den ausländischen Städten, wo die Künstlerin alljährlich Gold und Ruhm in Fülle einerntet, und Tausende von Herzen in einen völligen Rausch der Begeisterung zu bringen versteht. „There is but one God and one Farinelli!“ rief einst eine Hofdame in London zur Loge hinaus, als dieser Sänger Carlo Broschi in der englischen Metropole Alles in Entzücken versetzte. Wir aber rufen im Hinblick darauf, daß nur der Lebende Recht hat: Es gibt nur eine Berliner Oper!

Erinnerungen eines Ahtzigers.

Für den Bazar von Sir John Bowring*).

Louis Philipp.

Ich war mit dem General Charles Franc. is Dumouriez eng befreundet. Derselbe konnte, nachdem er so lange in so vielerlei Ländern Zuflucht gesucht hatte, wenigstens seine letzten Lebensjahre, zu Turville Park nahe bei London, behaglich verbringen, indem er nicht nur vom Herzog von Orleans, dem nachmaligen „Bürgerkönig“, reichlich unterstützt wurde, sondern auch von der englischen Regierung, für welche er u. A. einen Plan zur Vertheidigung der Insel gegen eine französische Invasion ausarbeitete, tausend Pfund Sterling bezog.

Des greifen Generals Geist war noch völlig hell, und seine Unterhaltung von außerordentlichem Interesse. Auch sprach er sehr gern von jenen weltgeschichtlichen Ereignissen, bei denen er eine so hervorragende Rolle gespielt, z. B. von seiner Mission nach Schweden durch Louis XV., von der Jakobinerzeit, seinem Ministerium des Auswärtigen im Jahre 1792, seiner Beschließung Maftrichts, seinem Aht bei den Oesterreichern u. s. w.

Als Dumouriez die Armee zu Ende des vorigen Jahrhunderts verließ, schon nach den Sechzigern, war er völlig mittellos. Er striftete in Deutschland lange Jahre sein Leben durch die Feder, bis es ihm gelang, nach England überzusiedeln.

Ich stand an seinem Sterbebette, und als ich ihn in seiner letzten Stunde fragte, wie er sich fühle, antwortete er: „Je me recoulez“ (Ich häute mich). Dumouriez stand in naher Verbindung mit Broval, dem Geheimsecretär des Herzogs von Orleans, und eben durch Broval wurde ich 1822 seinem Herrn, dem Herzoge, vorgestellt. Dieser empfing mich dann noch oftmals, sowohl im Palais Royal, wie auf seinem Landsitze Neuilly.

Damals schon stand der Herzog im Verdacht, daß er Intriguen spinne, um die Krone zu erlangen. Ich aber hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie entschieden er zu jener Zeit die mannichfaltigsten Anerbietungen zurückwies, welche auf seinen Ehrgeiz spekulirten. Er war sich wohl bewußt, wie geringer Popularität sich die ältere Bourbonnenlinie erfreue, und nicht minder der Thatsache, daß, was auch Louis XVIII. zur Befestigung des Thrones der Restauration gethan, all Das durch die Thorheit und Blindheit seines Nachfolgers, Charles X., wieder zu nichte gemacht worden war. Letzterer seinerseits hatte bei vielen Gelegenheiten seine persönliche Abneigung gegen den Prinzen Louis Philipp, sogar seine Eifersucht auf ihn merken lassen. So hatte er sich auch geweigert, ihm den Titel „Königliche Hoheit“ zuzugestehen, und seine Berufung in die Palastkammer nicht genehmigt.

Dagegen sah ich nie eine glücklichere Familie, als jene, welche in Neuilly beisammen lebte. Zwar sprach der Herzog viel von allen öffentlichen Ereignissen jener Zeit und dachte noch mehr an sie, aber am hauptsächlichsten war er in jenen Jahren doch von häuslichen Angelegenheiten in Anspruch genommen und von der Verwaltung seines schon damals sehr großen Privatvermögens.

Er zeigte sich im Totalbilde als ein ungemein thätiger und sehr erfolgreich wirkender Landbesitzer, als glücklicher Gatte und liebender Vater, als Haupt einer zahlreichen und hoffnungsvollen Nachkommenschaft.

Was ihn damals allein bedrückte, und worüber er sich lebhaft beklagte, war, daß er sich stets von Spionen umgeben fühlte. Seiner Behauptung nach wurden sogar seine Tischgespräche im Familienkreise der Geheimpolizei hinterbracht, welche ihren Maulwurfsbügel im Pavillon Marjan der Tuilerien hatte.

Speiste ich bei ihm, so forderte mich der Herzog gewöhnlich unmittelbar nach dem Dessert auf, ihn auf einem Spaziergang in die benachbarten Wälder von Neuilly zu begleiten, weil er gezwungen sei, im Gespräche mit Freunden möglichste Vorsicht zu gebrauchen.

An einem der Nachmittage war das Gesprächsthema die Beurtheilung der drei jungen Leute, welche als „Sergents de Rochelle“ bekannt waren, und die man eben an jenem Morgen guillotiniert hatte.

Bekanntlich wurde ich selbst bald darauf, noch 1822, in Calais arretirt, auf die Demunciation hin, daß ich der Märtyrer leider vergeblichen Fluchtversuch aus dem Gefängnisse unterstützt hätte. Man hielt mich wochenlang in Boulogne in Einzelhaft, und da man keine Indicien auffinden konnte, traf mich Verbannung aus Frankreich „auf ewig“.

Vor Gericht hatte man mich aber nie gestellt. Denn als unser Minister Canning darauf bestand, mich entweder in Untersuchung zu nehmen oder freizulassen, gab die französische Regierung Befehl, meine Kerkerthüren zu öffnen, aber mich nicht auf dem Boden Frankreichs zu dulden.

So kehrte ich nach England zurück, wo ich bis 1830 verblieb. Als die Julirevolution losbrach, war ich es, der jene Adresse der Bürger Londons schrieb, in welcher sie den Pariser zum Sturze der Bourbonnenherrschaft gratulirten. Ich wurde denn auch mit einigen anderen Gentlemen zur Ueberreichung der Adresse beordert, und Odilon Barrot, welcher damals Präfect der Seine war, gab uns ein öffentliches Diner.

Ich war der erste Ausländer, den der zum König gewordene Louis Philipp sah, nachdem England seine Thronbesteigung anerkannt hatte. Unmittelbar nachdem Sir Charles Stuart, als englischer Gesandter, die auf die letztere bezüglichen Documente überreicht und die königlichen Gemächer verlassen hatte, führte mich Odilon Barrot ein. Dabei ereignete sich ein kleines Malheur.

Als wir Beide nämlich in jenes Zimmer eintraten, wo man in aller Eile das (ich glaube noch von David gemalte) Bild aufgehängt hatte, das Louis Philipp als Lehrer (der Mathematik) inmitten seiner Schweizer Schüler darstellt, kam uns der neue

König in freudigster Aufregung über die Eröffnungen entgegen, welche ihm einige Minuten vorher der britische Gesandte gemacht hatte. In der Stube standen einige altherkömmliche Armstühle. Der König zog eigenhändig einen derselben bis in die Mitte des Zimmers vor und, indem er, auf die übrigen weisend, an Barrot und mich die Einladung richtete: „Asseyez vous, asseyez vous, Messieurs“, warf er sich selbst in den mittleren Stuhl mit solcher Wucht, daß derselbe unter ihm zusammen brach. Der nichtsahnende König fiel der Länge nach auf den Rücken hin, und der Präfect sowie ich sprangen hinzu, um ihn aufzuheben. Der Zwischenfall war dem angehenden Monarchen nicht angenehm, doch dauerte die Verstimmung nur einen Augenblick an, und im nächsten sprach er schon wieder in seiner gewohnten, nur zu fließenden Weise weiter.

Louis Philipp's Fehler verbargen sich so wenig wie seine Tugenden. Aber erstere schädeten ihm bald und nachhaltig in der öffentlichen Meinung, sie führten — wenn auch erst nach einer Reihe Jahre — seinen Sturz herbei, während seine besten Eigenschaften sich nur in den engsten Kreisen geltend machten.

Man hat die harmlose Natur seiner Schwächen betont und diese allein aus seinem Eifer für das Wohl seiner Dynastie herzuleiten versucht. Aber Louis Philipp's Hauptschwäche, seine Geldgier, war in Wahrheit so groß, daß sie eben seine dynastischen Interessen schädigte und ihm Verlegenheiten bereitete, aus denen eine Rettung gab. Unaufhörlich beschäftigten ihn Pläne, sein Privatvermögen zu vergrößern und möglichst hohe Zinsen aus seinen Capitalien zu ziehen. Er ließ sich stets Berichte über solche Grundstücke vorlegen, welche billig zu kaufen waren. Auch erwarb er zahlreiche sogenannte „Lits de Mer“, in der Hoffnung, diese Länderereien doch dauernd den Fluthen abzugewinnen zu können.

Sowohl Louis Philipp — welcher eben kein Freund des Freihandels war — als dem Baron Louis — der zu den eifrigsten und gewissenhaftesten Befürwortern des Freihandelsprincips zählte — hatte ich Vorstellungen darüber gemacht, wie vortheilhaft die Kräftigung der — um Guizot's Originalausdruck zu gebrauchen — „Entente cordiale“ sei. Guizot bleibt wohl der Ruhm, diese schöne Phrase ausgesprochen zu haben, aber gerade dieser Minister zeigte durch seine Thaten, wie wenig er geneigt war, sich bei solchen Worten auch was zu denken.

Ich stellte dem Könige vor, wie sehr die politische Einheit gefördert würde, ließe sich der Handelsverkehr zwischen den beiden großen Reichen auf liberale Mercantiltractate basiren. Der nachherige Lord Clarendon — damals noch Mr. George Villiers — und ich, wir waren als britische Commissionäre ernannt worden, um mit dem Baron Treville und Mr. Tanneguy-Duchätel, letzterer nachmaliger Minister des Innern, zu unterhandeln. Aber trotz der wiederholten Versicherung des Königs, uns bei dieser Aufgabe redlich protegiren zu wollen, hatten wir reichliche Beweise seiner falschen Gesinnung. Und inniger waren es persönliche Bedenken. Er befürchtete, daß durch freie Einfuhr englischen Eisens seine Privatforste an Werth verlieren würden; denn damals feuerten die französischen Schmelzöfen noch ausschließlich mit Holz. Er gab daher seinem Geheimsecretär Dudard auf, die Größe der Opfer zu berechnen, die er als Privatmann dem Staatsvorteile zu bringen haben würde, und als er das Opfer zu groß fand, hatten die britischen Commissionäre nur noch wenig Hoffnung auf den Erfolg ihrer das Wohl der beiden Nationen bezweckenden Rathschläge.

Französischerseits hatte die Regierung als ihren Beauftragten Mr. David vorgeschlagen, damals Chef des Zollamts und einer der entschiedensten Gegner des Freihandels. Wir Engländer weigerten uns daher, mit ihm zu unterhandeln. So verblieben wir einige Monate in Paris, und so oft uns neue Hoffnungen erweckt wurden, wurden sie jedesmal durchkreuzt, hauptsächlich durch Mr. Thiers und durch alle jene Minister, Pairs und Deputirte, welche selber Eisenfabrikanten waren und Einfluß auf die Kammern ausübten.

Ja sogar Damen, wenn auch nicht direct, traten unseren Bestrebungen leidenschaftlich entgegen, von englischem Eisen als vom Ap ihrer Träume sprechend.

Die Schwester des Königs, Mde. Adelaide, war in Compagnie mit dem Marschall Soult, dem Herzoge von Dalmatien, Besitzerin eines Eisenwerkes, das namhafte Lieferungen an den Staat machte. Wir wurden also auch in allen Damentreffen als eigentumsgefährliche Menschen verschrien, die Frankreich an England verkaufen wollten.

So kehrten wir denn schon 1836 nach England zurück, und 1840 hatte ich die Genugthuung, in Berlin zu ersehen, daß Deutschland durch den Zollverein schon damals bewies, es denke gesünder volkswirtschaftlich, als dies, meist aus persönlichen Motiven, seinen Nachbarn möglich war.

Erst Richard Cobden gelang es 1860 durch den englisch-französischen Handelsvertrag jene große Aufgabe zu lösen, welche wir, aufrichtig gesagt, 24 Jahre vorher so sehr verfehlt hatten, da wir so egoistischen und hinterlistigen Gegnern nicht gewachsen waren. Und auch Cobden würde jegliches Resultat verfehlt haben, wäre ihm nicht der wirklich außerordentlich muthige, und damals so mächtige Beistand Napoleon III. zu Theil geworden, was man ehrlich anerkennen muß, mag man auch der ärgste Gegner des Kaisers sein. Freilich waren, mit Ausnahme des Kaisers selbst, auch noch 1860 alle Franzosen seiner Umgebung, des Einfluß hatten, mehr oder minder gegen jede Freihandelsidee, und mehr oder minder alle aus persönlichen Gründen.

Was nun Louis Philipp betrifft, so besäße vielleicht heute noch seine Dynastie den französischen Thron, wäre es seinem Charakter möglich gewesen, mehr Ehrlichkeit und wirkliche Klugheit zu entwickeln. So dagegen hat seine egoistische und kurzfristige Politik sich selber zu gerechtem Lohn verholten. Selten noch hat erlangte Macht so sehr ihre entartende Wirkung auf das Wesen eines Menschen geoffenbart, wie dies bei Louis Philipp der Fall war. Sein Hauptgebrechen, jene sprichwörtlich gewordene Schwachhaftigkeit, nahm bei Louis Philipp in erschreckendem Grade zu.

Eines Tages ließ er mich eilig nach den Tuilerien holen, um angeblich eine sehr wichtige Angelegenheit zu besprechen. Ich kam; aber der König sprach und sprach, ohne sich auch nur entfernt der eigentlichen Frage zu nähern. Und so wurde aus der gewünschten Berathung wieder Nichts. Nicht minder liebte er es, seine Conversation mit allerlei fremdsprachlichen Brocken zu schmücken. Bekanntlich sprach er mehrere fremde Sprachen gut. Wenn ich mich recht erinnere, nannte er einst den Herzog von Wellington — „comme vous autres Anglais dites — a puss in boots.“

Und als er einst von seiner Besitzergreifung der Krone sprach, fügte er hinzu: „Possession — vous savez — is nine points of

the Law.“ In Bezug auf die Kriegsfrage behauptete er, nie würde er sich gleich den Spaniern durch das bloße Geschrei „A la guerra, à la guerra, Espagnoles!“ zum Kriege verleiten lassen. Trotzdem beklagte er sich stets über die Weigerung des Herzogs von Wellington, ihm während des Peninsularkrieges ein Commando anzuvertrauen. Denn er hielt große Stücke von seinen eigenen militärischen Fähigkeiten, und kein Thema machte ihn redseliger, als wenn er auf Balmu und Zempappes zu sprechen kam, welche Schlachten er, der nachmalige Bürgerkönig, unter Dumouriez mitfocht.

Uebrigens wurde ich Zeuge sonderbarer Dinge, welche sich unmittelbar nach den „glorieuses journées de juillet 1830“ zutrug.

Da war es, daß Louis Philipp mit seinem famosen Regenschirm unterm Arm, ohne irgend welche Begleitung, stundenlang durch die Straßen von Paris promenirte, absichtlich zu Fuß, den schlichten Bürger ähnelnd.

Damals war es auch, als ich die Familie Lafayette so oft als thöulich bei Hofe sah, wobei der König sie fast mit Küffen erstickte. Mit dem alten General beginnend, nahm er die gesammte Reihe seiner Nachkommen durch, ohne nur Einen zu überspringen.

Lafayette, welcher sich weniger durch Geistesstärke, als durch die ungemaine Liebenswürdigkeit seines Temperamentes und die Courtoisie seiner Umgangsformen auszeichnete, und der in Wahrheit im Mittelalter als „preux-chevalier“ eine hervorragende Erscheinung gewesen wäre, lernte erst durch bittere Erfahrungen die merkwürdige Falschheit des Königs kennen. Als letzterer z. B. zu befürchten begann, man könnte den Einfluß Lafayette's als Nationalgardenchef auf Kosten des monarchischen Principis zur Stärkung des republikanischen gebrauchen, da gelang es dem Könige, Lafayette zu bewegen, dieser hohen Stellung zu entsagen, er motivirte diese Zumuthung durch Nachweis, des Generals moralischer Einfluß sei größer, als sein militärischer! Als mir Lafayette das berichtete, bemerkte ich achselzuckend: „Der König hat Sie also überredet, ein Mann ohne Schwert sei stärker, als ein Mann mit einem Schwerte!“

Als ich 1834 an seinem Sterbebette stand, gestand mir der arme Lafayette, er sei betrogen worden, und ich habe von Anfang her den Charakter Louis Philipp's besser erkannt, als er, der ihm zu einer Zeit blind vertraute, wo er durchaus keinen Glauben verdiente.

Mir wurde es bald klar, wie Louis Philipp seine Stellung gänzlich verkannte, weil er blos seinem Egoismus folgte. Daher gab er sich dem Wahne hin, seine Dynastie wurzle in dem Geiste wie in den Bedürfnissen des französischen Volkes. Vorstellungen über die Irthümer seiner Politik ließ er nur ein sehr unwilliges Ohr, dagegen war er den größten Schmeicheleien zugänglich, besonders über seine angebliche Popularität, davon die Höflinge zu sprechen nicht ermüdeten. So blieb er denn auch bis zuletzt blind für alle, Jedermann bemerkbaren Symptome, welche seinem Sturze vorangingen.

Bei einer Gelegenheit, als ich ihm bemerkte, Monarchen seien stets in Gefahr, durch Schmeichler irre geführt zu werden, gab er mir zur Antwort, daß auch der Pless seine Schmeichler habe! Das ist wohl wahr, erwiederte ich, aber die des Volkes sind weniger schädlich, als die der Könige. Ich erinnere mich eines Tages in den Tuilerien, wie der König auf die Truppen hinwies, welche vor seinem Fenster auf dem Carrrousselpfah aufgestellt waren, und daß er diese die Stützen seines Thrones nannte. Wie wenig begriff er also die oft genug erwiesene Thatsache, daß die französische Armee nie zögerte, sowohl die Republik wie das Kaiserreich und das Königthum zu verlassen, sobald die öffentliche Meinung sich gegen dieselben erklärte. Die französische Armee ist nicht die eines Monarchen, Ministers oder irgend einer bestimmten Regierungsform, sondern des Nationalgefühls, und wo dieses, klug oder unklug, sich enthusiastisch offenbart, wird auch die Armee bald von diesem Enthusiasmus angesteckt und fortgerissen.

Am allerwenigsten verstand der König seine Stellung als constitutioneller Monarch, daß er sich geradezu brüstete, Sachen und Fragen gegen die Meinung seiner Minister, blos durch seinen eigenen Willen, durchgesetzt zu haben. Er sagte mir trocken ins Gesicht, er wolle nicht gleich der Königin von England im Rathe als Null sitzen. Meine Antwort war: „Sire! vous faites des questions ministerielles des questions monarchiques.“ So verwickelte er selbst sich in Verantwortlichkeiten, statt ihnen lieber vorsichtig auszuweichen.

Und dennoch glaubte er ein Meister in der Kunst zu regieren zu sein; nicht minder, daß er durch eine Machinerie eigener Erfindung seine persönliche Politik durchzuführen könne. Bei Gelegenheit solcher intimer Auslassungen sagte er mir: „Il n'y a que moi qui puisse mener cette voiture-là“, die Staatscarosse meinent; und als ich antwortete: „Mais si Vous la versez, Sire?“ war er über diesen nüchternen Einwurf sehr verstimmt, und äußerte gegen Casimir Périer, der mir's wieder sagte, „Bowring m'a dit des choses vertes.“

Bis zu einer gewissen Zeit empfing er mich stets mit größter Vertraulichkeit. Ich wurde direct in sein Ankleidezimmer berufen, während er sich rasirte — denn er beschästigte keinen Barbier. Aber in späterer Zeit stellte er diese Courtoisie gegen mich ein, und als er als Verbannter bei uns in England lebte, habe ich ihn nicht durch Erinnerung an meine Existenz belästigt.

Bei der Revolution von 1848 fand man unter den Papieren des Königs eine Liste vor, überschrieben: „Hommes à moi“, und man weiß, in welchem Maße er die Deputirtenkammer corrupirt hatte, Wähler und Gewählte bestechend. Zur Zeit der Verhandlungen über die unglückseligen spanischen Heirathen führte er mit Bresson, seinem Gesandten am Hofe zu Madrid, einen geheimen Briefwechsel. Bresson hat sich bekanntlich später entleibt. Während eines seiner Gespräche mit mir in den Tuilerien zog der König ein ganzes Packet Briefe aus der Seitentasche und zeigte es mir mit den Worten: „Croyez-vous, que mes ministres aient vu cela?“

Alles in Allem würde er als reicher und vielseitig thätiger Landbesitzer eine geachtete und beliebte Stellung in der Gesellschaft eingenommen haben; als Monarch war Louis Philipp unter der Mittelmäßigkeit.

Münchener Briefe.

Wir wollen nicht dem Geiste der Zeit gehorchen und diese Zeilen mit dem Wort beginnen, daß München eine „Großstadt“ wird. Aber eine der merkwürdigsten Städte ist sie immerhin. Denn in allen Zweigen künstlerischer und gelehrter Thätigkeit ist

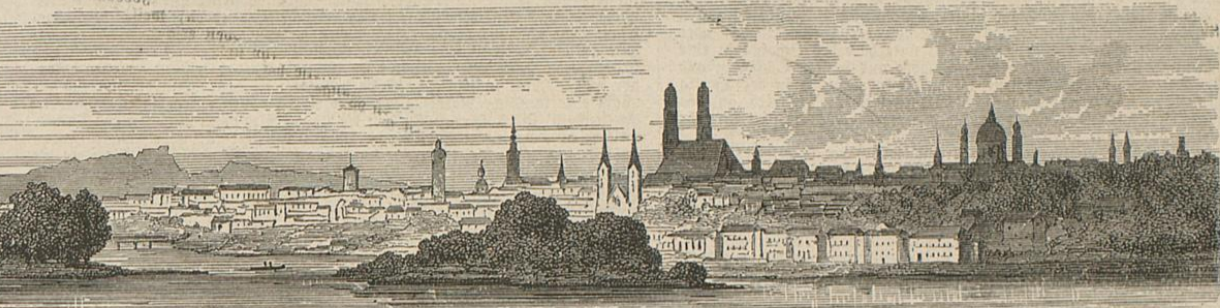
*) Der frühere Vizekönig von Britisch-China, Sir John Bowring, ist am 17. October 1792 zu Exeter in Devonshire geboren. Von seinen erstaunlichen Sprachkenntnissen geben seine in zwölf Bänden veröffentlichten Uebersetzungen russischer, polnischer, spanischer, serbischer, ungarischer, deutscher Gedichte, seine lateinischen Hymnen, sowie seine Bearbeitung des chinesischen Romans „The painted flowers“ Zeugniß. Er ist Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften der alten und neuen Welt.

Noch größere Verdienste hat Bowring als einer der Führer der englischen Reformpartei, sowie als volkswirtschaftlicher Schriftsteller. 1848 wurde er Consul in Canton, 1853 Gouverneur von Hongkong, Viceadmiral, zuletzt Vizekönig von Britisch-China. 1855 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Siam geschickt, besuchte er auch Japan und Hawaii und publicirte „the Kingdom of Siam“ 1857 und „the Philippine Islands“ 1860. Seit 1860 lebt er auf seinem Landgute in Exeter, von der Königin zum Ritter geschlagen, in beglückten Verhältnissen, auch im hohen Alter immer noch geistig thätig und mit seinen Freunden in allen fünf Welttheilen in reger Correspondenz. Von seinen drei Söhnen hat sich Alfred Edgar Bowring durch seine Uebersetzungen der Gedichte Schiller's, Goethe's und Heine's um uns Deutsche hochverdient gemacht. Die mannichfachen Bezüge obiger Erinnerungen zur Gegenwart liegen zu Tage.

es doch stets ein Centrum gewesen, wie manche Krisis, die in den ästhetischen Strömungen zu Tage trat, gipfelte hier, wie viele Namen, die zum Träger einer großen Frage wurden, sind mit dem Namen Münchens verknüpft! Wir brauchen nicht bis auf die Zeiten von Schelling und Cornelius zurückzugreifen, die selbst zur Zeit der tiefsten politischen Reaction hier blühten. Die Bedeutung der „Berufenen“, deren Wirken in die fünfziger Jahre fiel, ist kaum geringer, unter ihnen entfaltete sich eine Popularität des Wissens, von Liebig geleitet und von den Anderen unterstützt, wie sie wohl nur wenige Städte in gleicher Fülle erfahren haben. Der persönliche Verkehr, in dem der König mit diesen Männern stand, die Symposien, an welchen man die interessantesten Fragen ungezwungen debattirte, die Jagden und Reisen mit diesem geistigen Gefolge, all das war einzig in seiner Art. Wo gab es ein Künstlerleben wie damals in München, wo gab es Feste, in denen sich die Macht des Talentes mit dieser freudigen Unbefangenheit und Schlichtheit verband? Und nicht nur die Feste, auch die Kämpfe der Kunst fanden hier ihre beste Stätte und ihr Ziel, die Erfolge der realistischen Schule sind an Piloty's Namen gebunden, der Sängerkrieg, den Richard Wagner mit seinen Gegnern führte, der Glaubenskrieg, in welchem Döllinger die Fahne trägt, all das steht auf dem Boden Münchens. Es ist dies doppelt wunderbar, weil das staatliche Leben der Stadt bis in das letzte Jahrzehnt fast vollständig schlummerte, weil München zu gleicher Zeit beinahe als

Das nächste Blatt mit dem schwarzen Rande ist ein Brief des unglücklichen Kaiser Max von Mexiko. Er ist nach dem Tode des Dichters Zedlitz geschrieben und zeigt uns die Gestalt des edlen idealen Mannes in ihrer ganzen menschlichen Größe. Zu den aller schönsten Briefen der Sammlung gehört ohne Zweifel jener der Herzogin Helene von Orleans. Da er aus dem Jahre 1844 stammt, so war sie damals bereits zur Wittve geworden, und auf dies unvergängliche Leid bezieht sich wohl der ernste, tiefbewegte Ton. Die beiden Kinder, der Graf von Paris (der jetzige Thronprätendent in Frankreich) und der Herzog von Chartres, standen noch im frühesten Knabenalter, ihrer Zukunft sind alle Sorgen der lieblichen jungen Frau gewidmet. „Gott ist sichtbar mit meinen armen Kleinen (schreibt sie nach Deutschland), sie gedeihen nun und entwickeln sich erfreulich. Ich kann nun wieder danken, und darnach schmachtet immer mein Herz, in diesem Gefühle findet es am meisten Verbindung mit Gott. Er erhalte sie mir und mache aus ihnen Menschen, die ihre Pflichten höher stellen, als ihre Neigungen und die ihr Glück in der Aufopferung des eigenen Lebens zum Besten ihres Landes suchen. Ihr Tagewerk wird groß sein, möchten sie ein großes Herz und einen weit umfassenden Geist empfangen, um dasselbe ganz zu erfassen und zu erfüllen.“ Die folgenden Blätter führen uns herunter bis in die jüngste Gegenwart. Auf einem unscheinbaren blauen Blatte lesen wir von kräftiger Hand geschriebene folgende Zeilen: Ad. 1864.

Die Wissenschaften sind in akademischer Vollständigkeit vertreten, von den Zeiten Kant und Voltaire's bis zu Darwin und Döllinger. Da die Briefe derselben sich zum großen Theil auf Fragen ihres Faches beziehen, so werden die verehrten Leserinnen uns hier zur höchsten Kürze begnadigen, aber ein kleiner Namenskatalog soll ihnen doch nicht erpart bleiben. Wir nennen die Brüder Grimm und Humboldt, die Philosophen Fichte, Hegel und Moses Mendelssohn, die Historiker Ranke und Mommsen, Schloffer und Niebuhr und von den Rechtsgelehrten Savigny und Mittermayer und Robert Mohl. Aber jeder von ihnen muß mit 50 multiplicirt werden, wenn Sie einen annähernden Begriff von der anwesenden Fülle gewinnen wollen. Noch eine Gruppe verdient gesondert betont zu werden, weil sie ein charakteristisches und eigenartiges Gepräge, wie keine andere besitzt. Das sind die Künstlerbriefe im engeren Sinne; wir denken an die Maler und Bildner aus der Blüthezeit der Münchner und der deutschen Kunst. Streng stilisirt, wie seine großen Freskogestalten, sind die Worte, die der Altmeister Peter Cornelius an einen preussischen Grafen schreibt, die tolle Gnomenlaune sprudelt aus den Briefen Schwind's, und wo Schwanthaler oder Thorwaldsen sich hören läßt, da ist die hellenische Heiterkeit nicht fern, die Großes für alle Zukunft schuf und die Gegenwart genoß. Es ist eine alte und wohl auch eine gute Lehre, daß man das Ende suchen soll, wenn man das Beste erreicht hat, und die



Typus einer indolenten, negativen Politik galt. Wenn einer einen Philister brauchte, dann wies er gewiß auf jenes behäbige sorglose Münchenerthum, dem sein köstlicher Trunk zum Danaergeschenk geworden war; die Hochschule des Grobianus und andere unartige Dinge mehr, die doch nun einmal in der Welt sind, verpflanzte die fama publica nach München. Auch das ist anders geworden, eine kosmopolitische Glätte hat die Manieren der Hauptstadt erfaßt, aber was mehr gilt, als diese Neuberlichkeit, das ist der Umschwung in der innern Ueberzeugung, das ist das plötzliche Erwachen des Gemeingefühls. Wie München zur nationalen Stadt geworden ist, ohne doch seine Eigenart im mindesten preiszugeben, das ist die merkwürdigste von all den Merkwürdigkeiten, die es hier gibt. Dies deutsche Element, das jetzt in Allem das letzte Wort spricht, kam wie über Nacht und hat sich mit einem Verständniß und einer Nachhaltigkeit entwickelt, das einen so raschen Wechsel nur selten begleitet. München, die heutige Stadt, ist nicht mehr die Stadt der Mönche (mit entsprechendem Zubehör), sondern eine der edelsten Pflanzstätten des deutschen Geistes, die mit allen Schwesterstädten um den Kranz der blühenden Entwicklung ringt.

„Indem ich bestens für Ihre Mittheilung danke, bitte ich noch um eine kurze Notiz (unter meiner Adresse) nach Eisenach, wo ich den 6. verweile, um den Unterschied in der Berechtigung der Oldenburger und Augustenburger Ansprüche mir klar zu machen.“ Wer mag der Verfasser dieses energischen Billets sein, es klingt beinahe, als ob es von einem Minister an einen Professor des Staatsrechts gerichtet wäre — doch der Verfasser ist eine Frau, die vornehmste Frau in Deutschland — die Kaiserin Augusta. Auch von Kaiser Wilhelm besitzen wir einen Brief, der auf die schleswig-holsteinische Frage Bezug nimmt, als dieselbe eben in ihrem Höhepunkte stand.

Glücklichsten von allen, deren Leben wir hier berührten, sind und bleiben doch die Künstler. Brechen wir also hier die Rede ab. Wir haben heute den Unsterblichen unseren Tribut gezollt, wenn wir uns wieder begegnen, soll es in der Mitte der Gegenwart und im bunten Kreise der Sterblichen geschehen. Bis dahin Gott befohlen! Dr. Karl Stieler.

Nach langen Jahren.
Von Emil Rittershaus.

O, diese Nacht so sternentlicht,
So lau und lind die Nacht,
Als hätten Reif und Stürme nicht
Zerstört die Blumenpracht!
Als wäre durch das weite Land
Des Frühlings Ruf erschallt,
Als stände nicht im Herbstgewand
Die Wiese und der Wald! —

Verstreute blaßes Dämmern nur,
O Mond, mit deinem Schein,
Denn vieles muß in Wald und Flur
Uns jetzt verschleiert sein!

Nur leise hauche, weicher Wind,
In dieser Abendzeit,
Denn viele rotthe Blätter sind
Zum Sinken schon bereit! — —

Zusammen geh'n des Weges wir
Fast wie ein Liebespaar,
Du blüht noch, Weib, dein Cavalier
Trägt grau gewordnes Haar.

Noch einmal du an meiner Seit!
Wie wir zusammen geh'n,
Da reden wir von alter Zeit,
Wo wir uns oft geseh'n.

Wie vieles haben wir gehofft,
Wie vieles, ach, verscherzt,
Und, ach, wie haben wir so oft
Geküßt uns und geherzt! —

Der Mond hüllt sich in Wolken ein;
Kein Ton in weiter Mund. —
O Gott, das alte Seligsein!
Noch einmal Mund an Mund!

Da rauscht der Abendwind vorbei
Und bricht das Laub vom Strauch. — —
Die Schöpfung träumt, es wäre Mai,
Und wir, wir träumten's auch!

Die Mode.

Die diesjährigen Frühjahrs- und Sommerstoffe zeichnen sich mehr durch Eigenthümlichkeit des Gewebes, als der Farben aus. Unter letzteren ist das schon so lange beliebte eintönige éoru wieder vorherrschend. Daneben werden aber auch Stoffe mit Streifen oder mit großen oder kleineren Mustern zur Geltung kommen, ferner Stoffe mit Pompadour-Desin, bunte Blumenmuster auf schwarzem, éoru-farbenem oder weißem Fond. Als empfehlenswerthe neue Stoffe sah ich bei Gerson ben boué, ein loses Gargewebe mit kleinen vorstehenden Oesen, sowohl eintönig éoru wie à travers gestreift in éoru und Weiß. Den toile-de-soie, einen geköperten Stoff aus Wolle und Seide in éoru sowohl, wie in verschiedenen grauen Nuancen, einfarbig, oder auch à travers gestreift. Ferner den Neing-pa, einen éoru-farbenen stark Seidenstoff mit vorstehenden kleinen Knöpfchen, ähnlich dem normal so beliebten knicker-bocker, doch zarter und weicher als jener; den batist éoru à pois, Fond aus éoru-farbenem Garn mit eingewebten wollenen Mustern in Weiß, Hochroth oder Braun. Endlich den toile rayé Jacquard, einen éoru-farbenen wollenen Fond mit eingewebtem Spitzenmuster von weißem Garn, sehr praktisch und hübsch. Von den Stoffen mit buntem Blumenmuster wird man den foulard Pompadour und den sultane Pompadour, mit schwarzem, farbigem oder weißem Fond,

Im Uebrigen freilich ist es zum Glück beim Alten geblieben, der Zug der heitern Lebensfreude ward nicht aus ihrem Antlitz verdrängt durch den Ernst der großen Tage, die wir erlebten. So wäre denn mancherlei zu erzählen aus dem bunten Münchnerleben, und der freundliche Leser ist wohl schon darauf gefaßt, daß ihm dies nun passiren werde. Das Plaster wimmelt von typischen Gestalten, und das Theater bringt eine Novität um die andere, im Odeon lauscht man den großen Festenconcerten, und die Geselligkeit zeigt sich in hundert Vereinen mit abenteuerlichen Namen rege. Im Hause und in den geistigen Werkstätten, das Leben der Stadt, all das bietet so reichen Gehalt, daß es fast schwer ist, die Wahl zu treffen.

Eine unendliche Anzahl von Autographen gehört natürlich der politischen Sphäre an, zum Theil schon durch den Inhalt selbst, zum Theil durch die Lebensstellung derjenigen, denen man sie verdankt. Alle Länder und Zeiten sind dabei vertreten, es finden sich Briefe von Palmerston und Antonelli, von Robert Peel und Thiers, von Cavour und Garibaldi. Auch die Zeit der Napoleonischen Kriege mit ihren Marschällen und Generalen wird uns aufgerollt; in den Briefen, die uns vom Frankfurter Parlament erhalten sind, klingt jener stürmische, sehnsuchtsvolle Ton einer edlen, aber hoffnungslosen Erhebung. Es wurden damals autographirte Albumsblätter herausgegeben, in denen die bedeutendsten Männer ihren Wahrspruch und ihren Namen niederlegten, viele davon sind der Sammlung einverleibt, aber Wenige von denen, die sie unterzeichneten, haben die Erfüllung dieses großen Jahres erlebt. Das ist ein Schmerz, der uns immer durch die Seele geht, so oft die Namen der Besten genannt werden, so oft uns ein Lied von Vater Arndt begegnet, oder die Seufzer der Königin Luise! Unter den Blättern, die an jene Zeit gemahnen, befindet sich auch ein Brief der Frau von Stein, der mit folgenden Worten schließt: „Hoffen wir denn auf einen Helden, der unsere deutschen Gefühle mit Thaten aussprechen könnte.“

Nun, der gegenwärtige Kampf hat uns nicht blos Einen, sondern deren Viele gebracht, und es ist selbstverständlich, daß ihre Namen nicht in der Sammlung fehlen. Als einen der schönsten Gewinne erwähnen wir ein vollendetes Album, das die Cabinetporträts sämmtlicher Staatsmänner und Heerführer in dem jüngstvergangenen Krieg enthält, jedes mit der eigenhändigen Unterschrift des Gebers und die meisten noch mit dessen Wahrspruch versehen.

Doch es ist Zeit, daß wir die geeigneten Leserinnen aus dieser fröherigen Stimmung hinwegführen, unser Leben gehört ja wieder dem Frieden, Kunst und Wissenschaft erblihn aufs neue. Auch sie sind in der Sammlung reichlich vertreten, all die Poeten, an die der Ruf erging, fanden sich ein mit einem Biede, und auch jene, die nur noch in ihren Liebden leben, deren Hüße längst in der Erde ruht. Aus der musikalischen Welt sind zwei ganz unschätzbare Stücke vorhanden, eine vollständige eigenhändige Sonate von Mozart (G-dur für Clavier und Violine), desgleichen ein Correctur-Blatt von Beethoven zum Clavierconcert in Es. Ein Vieder von Robert Schumann, wie sie zuerst entstanden sind, hat Clara Schumann gesendet, auch von Schubert und Meyerbeer, von Auber und Richard Wagner sind Briefe oder Noten vorhanden.

Unter den Dichtern nennen wir Schiller an erster Stelle. Das schlichte Blatt mit den klaren kräftigen Zügen ist an „Frau Hofrätin Schiller“ gerichtet und bespricht fast mit rührender Sorgfalt eine häusliche Affaire. Im Schlafzimmer soll eine Veränderung erfolgen, man braucht neue Vorhänge, und der treue Gatte verspricht, daß Alles tadellos an Ort und Stelle sich finden werde, bis die Frau nach Hause kehrt. Goethe's Brief ist an seine Schwester Karoline Schloffer gerichtet, er erzählt von den Eindrücken seiner Schweizerreise, Wieland läßt eine befreundete Familie zur Kirchweih aufs Land und stellt den Damen seinen Wagen in so verbindlicher Weise zur Verfügung, daß unsere jungen Herren von dem alten Herrn wohl Manches zu lernen hätten. Unvergleichlich in seinem sprudelnden Humor ist ein Brief von Heinrich Heine, den er aus Paris an Laube richtet. Dieser hatte unter anderem sich um die Bedeutung eines französischen Wortes erkundigt, und Heine frug statt eines gelehrten Freundes umgehend seine kleine Frau. Natürlich wußte dieselbe diesmal — wie immer — wenig Bescheid zu geben, „aber trotz dieser Unwissenheit leben wir unendlich glücklich und vergnügt.“

Das Ideal aller Briefe aber sind jene berühmten Zeilen Lessing's an seine Mutter, in denen er ihr sein ganzes Herz ausschüttet und den innersten Entwicklungsgang seines Lebens vor ihr darlegt.

Und dennoch sollen wir heute noch nicht auf eins dieser speciellen Capitel kommen; der Gegenstand, dem wir zunächst diese Zeilen widmen, ist allgemeiner Natur. Es handelt sich nämlich um eine unermeßlich werthvolle Autographensammlung, die seit Beginn des Krieges von mehreren Damen (an deren Spitze Frau von Kaulbach steht) gesammelt wurde, und die in diesen Tagen zur Verloofung gelangen soll. Der Erlös ist für die Erziehung der durch den Krieg Verwaisten bestimmt und dient damit einer schönen Pflicht, die nicht überflüssig wird durch alle Milde, welche in dieser Beziehung bereits geübt ward.

Die Sammlung, deren Inhalt jetzt durch einen sorgfältigen Katalog bekannt geworden ist, bildete das Ereigniß des Tages und spielte geradezu eine Rolle im hiesigen Leben. Und darum glauben wir denn, daß wir diese Münchner Briefe nicht besser einleiten können, als wenn wir gerade diese nationale That der Stadt zum Ausgangspunkte nehmen!

Daß sie von Frauenhänden stammt, gibt ihr an dieser Stelle ein doppeltes Recht.

Wir gehen nunmehr zum Inhalt über, wobei es freilich schwierig bleibt, auch nur das Bedeutendste flüchtig hervorzuheben. Der gesammte Stoff ist nach sachlichen Gruppen getheilt, die Gelehrten, die Künstler, die Staatsmänner und Generäle, auch die gekrönten Häupter bilden eigene Kategorien.

Unter den Autographen der souveränen Familien finden wir beinahe sämmtliche Namen, die aus der Geschichte oder der Gegenwart bekannt sind. Da begegnen uns die kühnen flüchtigen Züge des „alten Fritz“, und dort ein langer, langer Brief von Karl August, dem Herrscher der Meisenstadt, an eine königliche Nichte. In der unbefangenen Genialität, womit er aus seinem täglichen Leben erzählt, in Form und Geist gewahren wir die Spuren jener klassischen Dichterzeit, deren Muhl in Weimar lag, und deren Protector der Herzog war. Doch wir lassen die Todten ruh'n und viele, viele Blätter gehören ja den Todten!

Das kleine vergilbte Blatt dort ohne Zeichen und Krone fällt uns auf durch seinen barocken Styl. Es ist nicht von Frauenhänden geschrieben, aber für eine Frauenhand bestimmt, es ist ein Brief des Königs Ludwig I. an die berühmte Schröder. Wie wir daraus entnehmen, schickt er derselben einige seiner Gedichte mit der Bitte, sie gelegentlich mit anderen vorzutragen; der Brief strömt über von Begeisterung und Verehrung. Und wenn er auch nicht unterzeichnet wäre, so würden wir doch aus der Stylisirung des Schluffatzes den Verfasser erkennen; er lautet: „Mit tief eingepprägter Erinnerung Ihr Sie zu würdigen wissender — Ludwig.“

Correspondenz.

Den Tausenden von Lesern, die sich für der Mutter Simon segensreiches Unternehmen...

Es Friede von G. Zur Herstellung eines Wirtentanzes hat man die einzelnen Zweige an seinem Draht...

B. v. A. Für die sogenannten „Frisenärmer“ richtet man einen länglich viereckigen Stofftheil...

Ferra in V. Eine junge Frau erhält die erwähnte Aussteuer gewöhnlich von ihrer Mutter...

Abonntin in Königgrätz. Wir sind tief erfreut, und zwar weniger über den uns gemachten Vorwurf...

S. W. in Dresden. Sie können einen sehr guten gewebten Füllstoff, welcher dem mit der Hand geschürzten...

Langjährige und doch noch junge Abonntin. Das mit Fendelspirituss vermischte Wasser kann dem Feinleiner Schaben...

Mailänderin in Wien. Das Waschwasser, bestehend aus Reismehl, etwas Kampferessenz...

J. S. in Dessau. Benzin und Salmiakgeist, als Zusatz zum Einweichen der Wäsche...

M. M. in A. Der feuchte Keller, in welchem hineingestellte Speisen z. Schimmel...

Marie in W. Die Anfertigung von Blumen aus Leder ist sehr einfach. Man legt...

Amalie v. B. Als Gesellschafts-Coiffüre für eine noch jugendliche Frau eignet sich...

Trene Anhängerin des Bazar. Die englische Ausgabe des Bazar erscheint unter dem Titel...

A. S. Abonntin in Thorn. — Siebenjährige Abonntin in W. — Abonntin in St. G. —

Schweifepaar in W. Obgleich gegenwärtig die unbestimmten und matten Farbtöne...

A. B. C. Anleitung und Vorschlag zur Anfertigung einer Steppdecke finden Sie unter...

Einfache in Auenbrugg. Den verfeinerten Schnitt zu einem feisförmigen Rock...

J. B. in P. Vielleicht würde Ihrem Zweck ein Oberhemd entsprechen, das an der Seite...

Veronica in B. Ein vorzügliches Modell zu einer gestrickten Herrenjacket brachte der Bazar...

Schwarzäugige in J. Sie können die Schutzdecken für einen Tisch sowohl in Filz...

F. v. B. in D. Um ein Dessin auf Stoff zu übertragen, zeichnet man das selbe...

„Eine junge Gesellschaftsdame“. Wählen Sie die Tornüre, Abbildung Nr. 38...

Abonntin im Wuppertal. Ein solches Kleid für Mädchen von 1 bis 2 Jahren...

Oliva aus W. Mit dem Ruzen unechter Goldbraunen muß man sehr vorsichtig sein...

G. A. in M. Sie können sich mit vollem Vertrauen an Dr. S... n wenden. Dr. C. Posen...

Dr. C. Posen. Ob uns Herr K. für Flitterate hält oder nicht, ist uns sehr gleichgültig...

Dr. C. Posen. Ob uns Herr K. für Flitterate hält oder nicht, ist uns sehr gleichgültig...

Dr. C. Posen. Ob uns Herr K. für Flitterate hält oder nicht, ist uns sehr gleichgültig...

Dr. C. Posen. Ob uns Herr K. für Flitterate hält oder nicht, ist uns sehr gleichgültig...

viel tragen. Für den Sommer wird das Genre Pompadour auch in ceru-farbenem...

Sämmliche gemusterten und quergestreiften Stoffe sowie der Stoff bouclé werden nur...

Als Garnitur des Ueberkleides, namentlich eines solchen aus ceru-farbenem Stoff...

Beim Arrangement der Garnituren zeigt sich im Allgemeinen das Streben nach Mannichfaltigkeit...

Von den verschiedenen Formen und Arrangements der Mantellets, welche man zur Frühjahrs-toilette...

Die Frühjahrs-hüte werden wie sonst aus schwarzem Tüll gefertigt und weniger mit Federn...

Von den Frühjahrs-schirmen sind die ganz runden aus schwarzem oder braunem gefaltetem...

Die Frühjahrs-hüte werden wie sonst aus schwarzem Tüll gefertigt und weniger mit Federn...

v. M.

Wirthschaftsplaudereien.

Zur Doppelverglasung der Fenster. Als Ergänzung zu dem Aufsatz auf Seite 20 des Bazar...

Es wurde in Ihrem Aufsatz schon bemerkt, daß die zur Verwendung kommenden Fensterheben...

Solchen fehlerhaften Glasarten, denen man übrigens äußerlich diesen Fehler nicht anzusehen...

Die immerhin schwierige Beschaffung eines fehlerfreien Glases läßt eine andere Art der Doppelverglasung...

Ich möchte meine Mittheilung nicht ohne die Bemerkung schließen, daß man durch ein einfaches...

Der Fußboden in Wohn- und Schlafzimmern. Wie oft ist nicht ein blendend weiß geputzter...

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Director A. Hofmann) in Berlin, Unter den Eichen Nr. 4.

vier Wänden vertheilten Hausherrn, und der Freund des Apothekers, dem er ein Husten- oder Schnupfen-Rezept...

Will man dem Desfarbenanstrich des Fußbodens Glanz und eine größere Festigkeit geben...

Die Behandlung eines gefirnisten oder lackirten Fußbodens ist sehr einfach; jeden Morgen...

Schließlich noch die Bemerkung, daß die neuerdings als Fußbodenüberzüge empfohlenen Anstriche...

Auflösung des Rebus Seite 100.

„Zimmermann.“

Rebus.



Frage: „Der deutsche Reichsadler — wieviel Adler?“

Redacteur: Carl August Heigel in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.